

DER LANDSER

Edition 8/12. – Heft 1 ab 1. Juli '79 ab 1. Nov. '79
Schnellzettel 2 – Fassung 1978 – Ausgabe 100

1,50 DM

1049

**Erlebnisberichte zur
Geschichte des
Zweiten Weltkrieges**

W. SANDNER

Operation „Fackel“

Mai 1940. – Der Fesselungsangriff der Heeresgruppe C zu Beginn des
Frankreichfeldzuges – Ein Originalbericht



Scan & Korrektur: Keulebernd

Ritterkreuzträger der Luftwaffe



August Lambert

Der am 18.12.1916 in Kleestadt/Hessen geborene spätere Oberleutnant war Schlachtflieger, hätte seiner überragenden Erfolge wegen aber auch genausogut Jagdflieger gewesen sein können. Er flog bei den Schlachtgeschwadern 2, 151 und 77 und kam vor allem beim Kampf um Sewastopol innerhalb von drei Wochen auf 70 Luftsiege; verschiedentlich waren ihm zwölf bis siebzehn Abschüsse an einem Tag gelungen. Der Tod ereilte ihn am 17.4.1945 beim Start auf dem Flugplatz von Kamenz in Sachsen, als er von amerikanischen »Mustangs« abgeschossen wurde. Lambert hatte zu diesem Zeitpunkt insgesamt 116 Luftsiege errungen. Das Ritterkreuz war ihm am 14.5.1944 als Leutnant verliehen worden.

(Quellennachweis: »Die Ritterkreuzträger der Luftwaffe [Jagdflieger]«, Dieter Hoffmann-Verlag, Mainz.)

Operation »Fackel«

Mai 1940. – Krieg im Westen. – Der Feldzugsbeginn im Operationsgebiet der Heeresgruppe C



10. Mai 1940. Der Krieg im Westen hatte begonnen. Nach Abänderung des früheren Operationsplanes, der den nunmehrigen Gegnern in die Hände gefallen war, gingen deutsche Truppen über die Ardennen vor, um den feindlichen Nord- und Südflügel voneinander zu trennen. Diese taktische Variante basierte auf einem Vorschlag des späteren Generalfeldmarschalls von Manstein, wobei von vornherein die Tatsache einkalkuliert gewesen war, daß die im Vorfeld der französischen Maginot-Linie liegenden Eliteverbände für dieses Unternehmen eine beträchtliche Gefahr darstellen könnten. Um die Möglichkeit eines Flankenstoßes dieser Divisionen zu verhindern, erhielt die Heeresgruppe C des Generalobersten Ritter von Leeb den Auftrag, den Gegner in diesem Abschnitt zu fesseln. Das mit dem Decknamen Operation »Fackel« bedachte Unternehmen, von der 1. Armee durchgeführt, schien eigentlich keine besonderen Probleme in

sich zu bergen, entwickelte sich dann aber doch zu einem äußerst verlustreichen Ringen. Den Ablauf dieses Kampfgeschehens hat der Autor in diesem Band geschildert.

Die Redaktion

Hoch oben im Kirchturm von Forbach sitzt Stabsfeldwebel Fiel mit seinem Fernsprecher, dem Obergefreiten Kaltz.

Fiel ist VB (Vorgeschobener Beobachter) der I. Abteilung AR (Artillerieregiment) 258.

Der Raum, in dem die beiden Männer hausen, ist klein, zugig und alles andere als gemütlich. Unter ihnen befindet sich der Glockenstuhl, den eine lärmende Schar von Krähen und Dohlen bevölkert.

Anfänglich hat das Geschrei der Vögel Fiel fast verrückt gemacht. Doch jetzt hat er sich daran gewöhnt.

Ein bißchen einsam ist es hier oben, aber wenn er daran denkt, in welchen Drecklöchern viele seiner VB-Kameraden im Vorfeld des Westwalls liegen, ist er mit seinem Los durchaus zufrieden. Wenn nur die Langeweile nicht wäre, die eintönige Routinebeschäftigung, die aus Glasbeobachtung, Ausspähen des Geländes und Probeübungen besteht.

Dieser verdammte »Sitzkrieg« kostet Fiel Nerven. Schließlich ist er aktiver Soldat, und hier kommt er sich wie auf einem Druckposten vor.

Das Gelände, das er zu beobachten hat, erstreckt sich im Westen von Merlebach bis nach Tentelingen. Zumeist besteht es aus Niederungen, Wiesenlandschaft, kleinen Höhenzügen und Wäldern.

Dahinter, meist im Dunst liegend und kaum erkennbar, droht die französische Maginot-Linie. Sie ist der Stolz Frankreichs, ein angeblich unüberwindliches Hindernis, das aus Tausenden

von kleineren und größeren Bunkern und Kampfständen besteht, die wiederum zu fortähnlichen Hauptstützpunkten zusammengeschlossen sind.

Ihr vorgelagert ist die stark ausgebauten französische Vorfeldstellung, die »Echelon de resistance«. Der Stabsfeldwebel kennt sie wie seine eigene Hosentasche. 25 Bunker und Kampfstände sind auf seiner Schießkarte eingetragen. Sie tragen Tarnnamen, die er im Schlaf hersagen könnte.

Blickt Fiel aber durch das ostwärts gelegene Turmfenster, schaut er auf den deutschen Westwall. Auch er gilt als uneinnehmbar, jedenfalls behauptet das die deutsche Propaganda. In Wirklichkeit ist er erst halbfertig und dünn gestaffelt und wäre für die alliierten Armeen kein ernst zu nehmendes Hindernis.

Das Feldtelefon schrillt.

Obergefreiter Kaltz nimmt den Hörer ab und meldet sich.
»Jawohl, Herr Oberstleutnant. Ich übergebe.«

»Hier B-Stelle sechs-zwo-eins. Stabsfeldwebel Fiel«, meldet sich der VB.

Aus dem Apparat tönt die sonore Stimme von Oberstleutnant Raapke, Kommandeur des AR 258.

»Fiel, Sie bekommen Besuch. In einer Stunde werden der Divisionskommandeur und alle Regimentsführer bei Ihnen sein. Bringen Sie Ihren Stall in Ordnung, ich will mich nicht blamieren.«

»Jawohl, Herr Oberstleutnant können sich auf mich verlassen.«

»Das will ich hoffen«, tönt es aus der Leitung.

Seufzend blickt sich der Stabsfeldwebel in dem Turmgemach um. Leere Flaschen und Konservenbüchsen liegen herum, Zigarettenkippen sind über den Boden verstreut.

»Ich denke, Sie haben alles mitbekommen«, wendet Fiel sich an den Obergefreiten.

Der grinst und nickt. »Jawohl, Herr Stabsfeldwebel.«

»Dann wissen Sie ja, was Sie zu tun haben!«

Während Kaltz mit dem Saubermachen beginnt, wendet sich Stabsfeldwebel Fiel der Feindbeobachtung zwischen Höhe 444 östlich Merlebach und der Höhe Herapel bei Roßbrücken zu. Beim Gegner hat sich nichts verändert.

»16.45 Uhr, B-Stand 6-2-1. Keine besonderen Vorkommnisse«, heißt die entsprechende Eintragung in Fiels Wachbuch.

Tagsüber liegt die Landschaft wie ausgestorben, nachts jedoch wird es im Niemandsland zwischen der Maginot-Linie und dem Westwall lebendig. Stoß- und Spähtrupps schleichen sich an die feindlichen Stellungen heran, versuchen Gefangene einzubringen, denn nur sie können Auskunft über die tatsächlichen Kontingente des Gegners geben. Dabei ist man außerordentlich vorsichtig und benutzt perfekt getarnte Pfade und Schleichwege.

Tarnung ist überhaupt das A und O dieses »Sitzkrieges«: Das merkt an diesem warmen Frühlingsnachmittag des 11.5.1940 auch Oberleutnant Strauß, Chef der 9. Kompanie, III. Bataillon Infanterieregiment 479 (III./IR 479), der einen Kontrollgang durch die Postenkette seines Abschnitts macht. Fast wäre er über ein getarntes Erdloch gestolpert.

»Gefechtsvorposten vier, Gefreiter Fritz«, tönt es aus der zwei Meter tiefen Grube. »Auf Posten nichts Neues.«

Strauß gleitet neben Fritz in die MG-Stellung. Seine Maschinenpistole legt er vorsichtig auf die Deckung. Dann dreht er das MG nach beiden Seiten, um das Schußfeld zu überprüfen. Er ist zufrieden.

»Sehr ordentlich«, lobt er den Gefreiten, nachdem er sich das sauber mit dem Spaten glattgestrichene Deckungsloch angesehen hat, in dem Munitionskästen, Feldflaschen und Gasmaskenbüchse am richtigen Platz stehen.

Fritz freut sich über das Lob seines Kompaniechefs, blickt aber, wie es Vorschrift ist, ständig zum Waldrand hinüber, wo die feindliche Vorpostenkette beginnt.

»Wie ist das mit Ihnen, Fritz?« wendet sich Strauß nach einer Weile an den Gefreiten. »Ich suche Freiwillige für einen Stoßtrupp.«

Fritz wendet kurz den Blick. »Auf Stoßtrupp, Herr Oberleutnant? Da wäre ich gern dabei.«

»Aber es wird ein gefährliches Unternehmen«, sagt Strauß. »Wir haben einen ziemlich langen Weg mitten durchs Feindgebiet zurückzulegen. Da kann allerhand passieren!«

»Ich habe keine Angst«, versichert der Mann und lacht. »Diese eintönige Postenschieberei geht mir sowieso schon auf die Nerven.«

»Also gut. Melden Sie sich nach der Ablösung bei mir im Kompaniegefechtsstand. Ausrüstung: Maschinenpistole und drei Ersatzmagazine. Zusätzlich vier Stielhandgranaten. Schwärzen Sie sich Gesicht und Hände. Klar?«

»Alles klar, Herr Oberleutnant.«

»Dann bis heute abend«, verabschiedet sich Strauß von seinem Gefechtsvorposten. Er stützt sich auf die Schulter des Gefreiten und klettert aus dem Erdloch.

Zehn Minuten später ist Strauß bereits beim 2. Zug des Leutnants Schichtenberg.

Dessen Gefechtsstand liegt inmitten einer Farninsel, die Stellung selbst ist einem Wäldchen halbmondförmig vorgelagert und der am weitesten östlich gelegene Verteidigungsstützpunkt des IR 479.

Leutnant Schichtenberg, zwanzig Jahre jung, gertenschlank, drahtig und ungemein zackig, meldet seinem Kompaniechef: »Zwoter Zug, ein Offizier, drei Unteroffiziere und dreißig Mann. Keine besonderen Vorkommnisse.«

»Danke, Herr Schichtenberg«, sagt Strauß und lächelt. Das übertrieben forsche und schneidige Auftreten des jungen

Leutnants amüsiert ihn. Ein Preuße, wie er im Buch steht und eigentlich nicht der ideale Infanterieoffizier. Er wirkt zu steif, besitzt ein zu ausgeprägtes Elitebewußtsein und seine Freundlichkeit ist immer kühl und formal.

Erst die Erfahrung wird diesen jungen Offizier lehren, daß militärische Disziplin menschliche Ansprache nicht auszuschließen braucht.

Der Oberleutnant deutet auf einen Baumstumpf. »Ich muß mit Ihnen reden, Schichtenberg«, sagt er und zündet sich umständlich eine Zigarette an. »Es ist soweit. Ich glaube, unser Maulwurfdasein gehört bald der Vergangenheit an.«

Die Augen des jungen Leutnants beginnen zu leuchten.

»Ich wünsche mir nichts sehnlicher, Herr Oberleutnant.« Er brennt darauf, sich im Kampf auszuzeichnen.

Betont sachlich erklärt Strauß: »Unsere Kompanie wird heute nacht einen Stoßtrupp laufen. Nach Morsbach.«

»Operative Gefechtsaufklärung, Herr Oberleutnant?«

»Ja.«

»Und wann glauben Sie, daß es wirklich losgeht, Herr Oberleutnant?«

Strauß zuckt die Schultern. »Das kann ich nicht sagen, mein lieber Schichtenberg, aber meiner Schätzung nach wird es nicht mehr lange dauern. Zur Stunde findet auf der B-Stelle Forbach eine Regimentsführerbesprechung statt. Vermutlich Geländeeinweisung und so, Sie verstehen?«

»Jawohl, Herr Oberleutnant.«

»Nun zur Sache, Schichtenberg. Ich brauche zwölf Freiwillige. Kriegen wir die zusammen?«

»Mehr als zwölf, wenn es sein muß«, prahlt der Leutnant.

»Das ist ja beruhigend«, meint Strauß trocken. »Jeder Zug stellt vier Mann. Fritz von Ihrem Haufen hat sich bereits gemeldet. Vergessen Sie ihn nicht.«

»Zu Befehl.«

»Und noch etwas.« Strauß drückt die Zigarettenkippe

vorsichtig auf der Borke des Baumstammes aus. »Nehmen wir einmal an, ich habe heute nacht Pech – soll ja vorkommen – dann übernehmen Sie die Kompanie. Das Einverständnis des Abteilungskommandeurs liegt vor. Hierzu einen kameradschaftlichen Rat, Schichtenberg: Nicht zu viel Kasernenhofdrill. Wir müssen jetzt neue Maßstäbe setzen. Kriegführen ist etwas anderes als normaler alltäglicher Dienst. Sie verstehen, was ich meine? Es ist eine gute, eine sehr gute Kompanie, Schichtenberg. Und sie braucht vor allem eine verständige, väterliche Hand. Aber Sie werden das schon schaffen.«

»Danke gehorsamst, Herr Oberleutnant. Im übrigen bin ich überzeugt, daß Herrn Oberleutnant nichts zustoßen wird.«

»Das hoffe ich auch«, sagt Strauß. »Während meiner Abwesenheit übernehmen Sie das Kommando. Bitte um neunzehn Uhr am Kompaniefechtesstand.«

Der Oberleutnant steht auf und rückt sein Koppel zurecht.

»Auf Wiedersehen, Herr Schichtenberg.«

»Auf Wiedersehen, Herr Oberleutnant.« Schichtenberg knallt die Hacken zusammen und hebt die Hand an den Mützenrand.

Zur selben Stunde sind in der B-Stelle des Stabsfeldwebels Fiel sämtliche Regimentskommandeure um Generalleutnant Wollmann versammelt.

Das Gesicht des Divisionskommandeurs ist ernst; als er sich an seinen Stab wendet und sagt: »Meine Herren, für unsere Operation gilt das Stichwort ›Fackel‹. Die Division greift morgen, am 12. Mai, den Gegner zwischen St. Nikolaus und Hunnenberg an, vernichtet ihn und setzt sich in den Besitz der Linie: Höhe 261-Höhe 234-Bahnhof Kochern-Südweststrand Hartenbusch-Punkt 321, fünfhundert Meter nördlich von Ebring. Diese Linie ist vorerst zu halten und zu verteidigen. Erstes unmittelbares Angriffsziel: Höhenlinie Etzelberg-Südrand Morsbach-Hunnenberg. Es geht um die stark

ausgebauten Vorpostenstellung der Franzosen ... «

Über eine Stunde dauert die Einweisung der Kommandeure. Eine nicht ungefährliche Sache, wenn man bedenkt, wie exponiert der B-Stand liegt und jederzeit von feindlicher Artillerie unter Feuer genommen werden kann. Ein einziger Volltreffer und die gesamte Führung einer Division wäre außer Gefecht gesetzt.

Glücklicherweise passiert nichts. Der Kirchturm von Forbach scheint den Franzosen nicht suspekt zu sein.

Obgleich die Division für den Ernstfall gerüstet ist und alle Angriffspläne, fein säuberlich erarbeitet, vorliegen, gibt es doch einige Probleme. So kann beispielsweise das IR 479, in dessen Abschnitt der Angriffsschwerpunkt liegt, nicht aus der Vorfeldstellung heraus- und in die Angriffsbereitstellung genommen werden.

Der Gegner würde diese Umgruppierung sofort bemerken und entsprechende Schlüsse daraus ziehen. Es bleibt also keine andere Wahl, als das IR 479 gewissermaßen aus dem Stand heraus antreten zu lassen. Ähnliches gilt auch für das IR 458, dessen Bataillone ebenfalls unmittelbar am Feind liegen.

Ausgesprochen zufriedenstellend ist dagegen die zur Verfügung stehende Artillerieunterstützung, die ausreichende Feuerkraft besitzt, um die feindliche Bunker- und Vorpostenkette sturmreif zu schießen, ob jedoch die vorhandenen und einsetzbaren Kaliber ausreichen werden, die starken französischen Bunkeranlagen zu zertrümmern, ist fraglich.

Über Stärke und Kampfwert der gegenüberliegenden Feindverbände herrscht nur bedingt Klarheit. Die Ic (Spionage u. Abwehr) -Dienste wissen von zwei kampfstarken Divisionen (11. u. 82. ID), von denen drei Regimenter angeblich in der Vorpostenstellung liegen. Disziplin und Moral der französischen Truppen muß als gut bis ausgezeichnet angesehen werden.

Zusammenfassend erklärt Generalleutnant Wollmann den

Regimentskommandeuren :

»Nähere Einzelheiten hoffe ich durch das Stoßtrupunternehmen Strauß zu erfahren. Vor allem, wie es um die Befestigungsanlagen in und um Morsbach bestellt ist. Aber wie das Aufklärungsergebnis auch ausfallen mag, meine Herren: Rechnen Sie nicht damit, daß wir den Feind im Spaziergang aus seinen Stellungen werfen können. Bis morgen abend. Viel Soldatenglück!«

Die Frühlingsnacht ist mondhell, warm und voller Düfte. Sie erweckt für Augenblicke andere Sehnsüchte, als dem Gegner an die Kehle zu fahren. Doch sofort drängt die Realität derartige Gefühle wieder in den Hintergrund.

Dem Stoßtrupp gelingt es, unentdeckt durch die französische Vorpostenkette südwestlich von Morsbach zu schlüpfen. Dieser Umstand gibt den Männern Selbstvertrauen, Mut und Zuversicht. Es scheint doch nicht so schwierig zu sein, ins feindliche Hinterland vorzustoßen.

Strauß und seine Männer liegen hinter einer Gartenmauer in Deckung. Unter ihnen leuchten die mondbeschienenen Dächer von Morsbach.

Mit seinem scharfen Nachtkompass sucht der Oberleutnant das vor ihm liegende Gartengelände ab, aber nirgendwo kann er einen Posten entdecken. Dabei haben Luftaufnahmen den Beweis erbracht, daß Morsbach einer der Hauptstützpunkte der »Echelon de surveillance« ist. Wo aber sind die Bunker, Drahtverhaue oder Minenfelder?

Feldwebel Sommer, der dicht neben Strauß liegt, ist ebenfalls mißtrauisch. »Diese unheimliche Stille gefällt mir nicht«, flüstert er dem Oberleutnant zu. »Jetzt haben wir schon vier Gärten hinter uns und sind noch auf keinen einzigen Franzosen gestoßen.«

»Vielleicht verläuft ihre HKL (Hauptkampflinie) an anderer Stelle«, mutmaßt Strauß, »im Westteil der Stadt

beispielsweise.«

»Wenn sie die Bunkeranlagen genauso gut getarnt haben wie ihre Vorpostenstellungen, können wir sie bei dieser Dunkelheit nicht ausmachen. Und unsere Zeit reicht nicht, jeden Quadratmeter des Geländes abzusuchen, Herr Oberleutnant.«

Strauß hat auch nicht das geringste Interesse daran. Sein Auftrag lautet: Vorstoß bis zur Ortsmitte von Morsbach. Ausspähen der Feind-HKL. Einbringen von Gefangenen, falls das möglich ist.

»Los, weiter!« befiehlt Oberleutnant Strauß.

Sie erreichen die ersten Häuser, huschen über einige Mauern, laufen an einem Bach entlang bis zu einer Holzbrücke, die zur Hauptstraße führt.

»Eine Gruppe links, die andere rechts«, weist Strauß seine Männer ein.

An schmalbrüstigen Fachwerkhäusern entlang klappern die genagelten Stiefel der Männer.

Wir hätten Schnürstiefel anziehen sollen, denkt Strauß. Nicht mehr zu ändern, wir müssen weiter!

Da liegt schon der Marktplatz von Morsbach vor ihnen. Ein großer, quadratischer Platz, der durch eine Gartenanlage aufgelockert ist. Blumenrabatten, Büsche, ein paar dichtbelaubte Bäume, davor eine ungemähte Rasenfläche.

Strauß winkt seine Männer in Deckung. Sein Blick fällt auf die Statue eines Kriegerdenkmals, das stellt einen fahnenschwingenden Soldaten dar.

Ein Bild verträumter Romantik, das die Sinne ablenkt und die Wachsamkeit beeinträchtigt. Doch da ist diese lauernde, fast gespenstische Stille und das Wissen, daß dieser Friede trügerisch ist.

Gerade als Strauß das Zeichen zum Weitergehen geben will, zerreißt ein peitschender Knall die Nacht.

Er läßt sich fallen, stößt mit den Füßen gegen den Gefreiten Fritz.

Der Gegner schießt erneut. Die Projektilen schlagen über ihnen in der Hauswand ein. Ein Fenster zerburst, Scherben klirren auf dem Bürgersteig.

Strauß ist plötzlich ganz ruhig. Er weiß jetzt, daß die Schüsse aus der Parkanlage kommen – immer vier hintereinander. Ein Querschläger zieht jaulend seine Bahn. Strauß drängt sich dichter an die Hauswand. Während er den Hebel seiner Waffe nach hinten zieht, sieht er, wie einige Gestalten aus dem großen Gebäude, vermutlich dem Rathaus, kommen.

Der Oberleutnant hebt die Maschinengewehr. Ruhig zieht er ein und stützt das Magazin auf das Pflaster.

Er drückt ab. Die Garbe fetzt aus dem Lauf, der Knall wird dutzendfach von den Hauswänden zurückgeworfen.

Er zieht mehrmals am Abzug. Zwei Männer sinken zu Boden. Einer von ihnen schreit laut. Er muß verwundet sein.

Strauß späht mit klopfendem Herzen die Hausmauern entlang.

Plötzlich ist Feldwebel Sommer neben ihm. »Wir müssen weg von hier«, sagt er keuchend. »Die knallen uns ab wie die Hasen, Herr Oberleutnant.«

»Ich muß aber unbedingt wissen, ob es sich nur um Vorposten handelt oder ob wir auf eine Stellung gestoßen sind.«

Wieder hämmern Maschinengewehre los. Aus den Büschen blitzt Mündungsfeuer. Die Geschoßgarben sirren gefährlich dicht über die Köpfe der deutschen Stoßtruppleute hinweg.

Dann ist wieder Stille. Eine Katze, durch den Lärm aufgeschreckt, jagt in wilden Sprüngen über den Marktplatz und verschwindet in einem Baum.

Sommer meint flüsternd: »Das sieht wie eine Bunkerlinie aus.«

Strauß nickt. »Anscheinend geht die HKL mitten durch die Stadt. Gar kein schlechter Trick.«

Erneut tickern französische Maschinengewehre. Am

tiefliegenden Mündungsfeuer erkennen Strauß und Sommer, daß sie eingegraben sind oder aus Bunkern schießen.

Einen Augenblick lang ist der Oberleutnant unentschlossen.

Liegenbleiben können sie nicht, weitere Aufklärung ist aber unmöglich. Sie sind erkannt, und der Gegner wird nicht eher Ruhe geben, bis er sie entweder erledigt oder aus der Stadt vertrieben hat.

Ihm bleibt nur der Rückzug. Strauß wendet sich an Feldwebel Sommer. »Dauerfeuer aus allen Maschinengewehren, dann einzeln absetzen. Wir treffen uns hinter der Gartenmauer, an der wir zuerst beobachtet haben.«

Als Sommer den Befehl weitergeben will, schreit der Gefreite Fritz: »Vorsicht, Herr Oberleutnant, Feind von hinten.«

Strauß dreht sich blitzschnell auf dem Bauch herum. Tatsächlich, mehrere Franzosen rennen geduckt, immer im Schatten der Häuser bleibend, auf sie zu.

Kniend und liegend schießen sie auf den deutschen Stoßtrupp, aber es gelingt den Männern des Oberleutnants, sie mit gezieltem Maschinengewehrfeuer zurückzuschlagen.

Es ist wieder still auf dem Marktplatz.

Offenbar hat der Gegner das Feuer eingestellt, um seine Stellungen nicht zu verraten.

Während Strauß überlegt, wie er ohne Verluste den Rückzug antreten kann, erinnert er sich gleichzeitig der beiden Franzosen, die er vorhin getroffen hat. Sie liegen noch an der gleichen Stelle. Einer röhrt sich nicht mehr, der andere hebt den Arm und ruft leise um Hilfe.

»Sommer, geben Sie mir Feuerschutz«, sagt Strauß.

»Wo wollen Sie hin?«

»Mich um die Verwundeten kümmern. Vielleicht ist einer transportfähig und wir können ihn mitnehmen.«

»Das ist viel zu gefährlich«, warnt Sommer.

Strauß beachtet den Einwand nicht. Er robbt vorsichtig auf

die beiden Franzosen zu, bis er dicht neben ihnen liegt.

Dem einen ist nicht mehr zu helfen – eine MPi-Garbe hat sein Gesicht bis zur Unkenntlichkeit zerfetzt.

Dem Oberleutnant wird übel bei diesem Anblick. Gewaltsam unterdrückt er den aufkommenden Brechreiz.

Er beugt sich über den anderen Mann. Der stöhnt verhalten und scheint große Schmerzen zu haben. Aus angstgeweiteten Augen sieht er den deutschen Oberleutnant an. Dann murmelt er: »Camerade! Camerade!«

»Keine Angst, ich tu dir nichts«, sagt Strauß.

Der Verwundete, ein breitschultriger, nicht mehr ganz junger Mann, dessen Gesicht von einem schwarzen Backenbart bedeckt ist, deutet auf sein rechtes Bein.

Es ist am Oberschenkel aufgerissen, Blut quillt aus einer großen Wunde.

Den können wir nicht mitnehmen, denkt Strauß. Aber vielleicht hat er wichtige Papiere bei sich.

Widerstrebend durchsucht er die Uniform des französischen Soldaten.

Er kommt sich vor, als wolle er den Mann bestehlen.

»Camerade«, stöhnt der Verwundete wieder.

»Nur keine Angst.« Strauß lächelt dem Franzosen zu. »Ich will nur deine Papiere – votre papiers – verstehst du?«

Ein zaghaftes Lächeln huscht über das Gesicht des Mannes. Er deutet auf seine linke Brusttasche.

Strauß knöpft sie auf. Er findet ein Soldbuch und mehrere Fotografien. Sie zeigen ein hübsches Mädchen in lothringischer Tracht. Strauß steckt die Fotos in die Uniformtasche zurück, das Soldbuch nimmt er an sich.

»Siehst du, das war alles«, tröstet er den Verwundeten. »Wir hauen jetzt ab, damit deine Kameraden dich holen können.«

In diesem Augenblick tackert es wieder aus den Büschchen. Der Verwundete fängt laut zu schreien und zu schimpfen an. Wahrscheinlich gibt er seinen Leuten zu verstehen, daß sie ihn

gefährden. Das Feuer wird auch prompt eingestellt.

»Merci, Kamerad«, sagt Strauß.

Von der anderen Straßenseite her antwortet eine Maschinenpistole. Das Mündungsfeuer sprüht im Schatten einer Hauswand.

Der Oberleutnant wirft einen Blick hinüber und sieht, daß es Sommer ist. Der Feldwebel organisiert den Rückzug. Feuerstoß folgt auf Feuerstoß und mischt sich in das Tackern eines französischen Maschinengewehrs, das die Straße abstreut.

Es ist höchste Zeit, den Rückzug anzutreten. Strauß springt auf und rennt los, nur von dem einen Gedanken beherrscht, aus dem Schußfeld zu kommen.

Nach etwa hundert Metern erreicht er die Leute seines Stoßtrupps. Er winkt ihnen, weiterzulaufen. Als letzter kommt Feldwebel Sommer angekeucht. Schwer atmend geht er in die Knie.

»Hat es Sie erwischt?« fragt Strauß besorgt.

»Nein, nein, Herr Oberleutnant. Mir ist nur die Luft ausgegangen«, röchelt Sommer.

»An der Mauer sammeln. Ich übernehme mit Fritz den Feuerschutz.«

Sie bleiben, dicht an eine Hausmauer gepreßt, liegen. Fritz, der noch stark unter dem Eindruck des eben Erlebten steht, sagt: »Dolle Sache, Herr Oberleutnant.«

Strauß grinst.

Drüben beim Gegner feuern die MG-Schützen noch immer. Es scheint, als wollen die Franzosen damit ihre Nervosität überdecken.

»Ab, nach Hause«, sagt Strauß zu Fritz. »Halten Sie sich dicht hinter mir.«

Der Stoßtrupp sammelt sich am vereinbarten Ort. Die Männer wirken jetzt aufgekratzt. Die Angst, die ihnen oben noch in den Knochen steckte, ist verflogen.

»Na, Jungs, das hätten wir geschafft«, sagt der Oberleutnant.



»Ohne die verdammten Knobelbecher hätten wir mehr Erfolg haben können!« brummt Sommer. »Das war schon ein dicker Hund, Herr Oberleutnant.«

»Stimmt. Das nächste Mal denken wir rechtzeitig an solche Dinge«, verspricht Strauß ernst.

Die Männer treten den Rückzug an. Auch diesmal haben sie Glück und kommen unbemerkt durch die feindliche Vorpostenkette. Gegen 1.30 Uhr erreichen sie die eigenen Linien.

Das Unternehmen hat sich gelohnt. Man weiß jetzt, daß die Widerstandslinie des Gegners mitten durch Morsbach führt, außerhalb aber kaum nennenswerte Sperr- oder Verteidigungsanlagen zu überwinden sind.

Das erbeutete Soldbuch gibt Auskunft darüber, daß man der 47. französischen Infanteriedivision gegenübersteht. Von dieser Einheit wußte die deutsche Führung bislang nichts. Demnach stehen dem deutschen XII. AK nicht nur zwei, sondern drei französische Divisionen gegenüber.

*

Im Hauptquartier der 11. französischen Infanteriedivision herrscht Gewitterstimmung. Die Nachricht vom Einbruch des deutschen Stoßtrupps hat wie eine Bombe eingeschlagen. General Arlabosse ist außer sich. So wütend haben ihn seine engsten Mitarbeiter schon lange nicht mehr gesehen.

Arlabosse, der alte Fuchs und Weltkrieg-I-Oberst ist sich natürlich klar darüber, daß die Deutschen einen »operativen Gefechtsauftrag« hatten. Deshalb wiegt die Panne auch besonders schwer.

Vor dem General steht jetzt der verantwortliche Abschnittskommandeur, Kapitän Balfourier. Sein Gesicht ist bleich, seine Lippen sind zu einem schmalen Strich zusammengepreßt.

»Wie konnte das passieren?« fragt Arlabosse, sich mühsam beherrschend.

Balfourier schweigt.

»In Morsbach liegen vierhundertfünfzig Mann«, fährt der General fort. Seine Stimme ist hart. »Ein ganzes Bataillon – und da kann ein deutscher Stoßtrupp in den Ort eindringen? Zu meiner Zeit, Kapitän Balfourier, hätte das einen Offizier Rang und Ehre gekostet!«

Wortlos lässt Balfourier den Wutausbruch des Generals über sich ergehen.

»Ich erwarte eine Erklärung von Ihnen, mein Herr!«

Der Kapitän wird noch um eine Nuance bleicher. Wenn Arlabosse diese Formulierung gebraucht, ist sein Zorn nicht mehr zu überbieten.

Und schon wettert der General weiter: »Zwei Dutzend Deutsche dringen in eine Ortschaft ein, in der fast fünfhundert französische Soldaten liegen. Soldaten und Offiziere der Eisernen Division. Es ist eine Schande!«

Balfourier versucht sich zu rechtfertigen. Er verweist auf den monatelangen Sitzkrieg, die nachlassende Wachsamkeit von Mannschaften und Unteroffizieren. Sogar die Offiziere kann er nicht ausnehmen.

»Es ist der erste derartige Vorfall, Herr General«, gibt er zu bedenken und richtet sich in den Schultern auf. Dann erklärt er: »Als Abschnittskommandeur trage ich selbstverständlich die volle Verantwortung. Ich bitte Sie, Herr General, mich meines Kommandos zu entheben.«

Arlabosse blickt ihn verdutzt an. Das hatte er von Balfourier, der als äußerst ehrgeiziger Offizier bekannt ist, nicht erwartet.

Jetzt erst bricht das eigentliche Donnerwetter über den Abschnittskommandeur von Morsbach herein. Arlabosse lässt seinem Zorn die Zügel schießen. Er geht mit dem immerhin vierzigjährigen Kapitän ins Gericht und putzt ihn herunter wie einen neunzehnjährigen Fähnrich.

In den Nebenräumen grinst man verständnisvoll. Jeder, der General Arlabosse kennt, weiß, daß nach einer solch gewitterartigen Entladung die Sache eigentlich schon ausgestanden ist.

Nach einigen Minuten stürzt Balfourier ziemlich aufgelöst aus dem Zimmer.

Wenig später wird der Ia (Erster Generalstabsoffizier) zum General gerufen. Arlabosse zeigt schon wieder Gelassenheit, obwohl ihm die Angelegenheit nach wie vor Sorge bereitet.

»Was halten Sie von der Sache?« fragt der General Major Chretien.

»Wir müssen der Armee Meldung erstatten.«

»Ganz meine Meinung«, sagt Arlabosse.

Er geht nebenan zur Nachrichtenstaffel und sagt zu dem diensthabenden Offizier:

»Rasch eine Verbindung zur Armee. Ich muß sofort General Requin sprechen. Machen Sie es dringend.«

Seine energische Stimme hallt in dem nur dürftig möblierten Zimmer wider.

Es dauert nur ein paar Minuten, bis die Verbindung hergestellt ist. Arlabosse ergreift den Hörer.

»Hallo, Requin? Hier ist Arlabosse.«

Der Kommandeur der 11. französischen Infanteriedivision berichtet in knappen Worten, was in Morsbach geschehen ist. Danach spricht der Oberbefehlshaber.

Gespannt hört Arlabosse zu, dann wird sein Gesichtsausdruck ärgerlich. Seine eisgrauen Augenbrauen zucken hoch, als er ziemlich heftig erwidert: »Nein, General Requin, ich kann Ihre Ansicht nicht teilen. Das war bestimmt kein Routinestoßtrupp. Bedenken Sie: Seit vierundzwanzig Stunden herrscht bei den Deutschen totale Funkstille. Das gab es bisher noch nie. Ich glaube vielmehr, die deutsche Südoffensive steht unmittelbar bevor.«

Der Oberbefehlshaber der 4. französischen Armee scheint

Arlabosses Befürchtungen nicht zu teilen, doch der General versucht ihm noch einmal auseinanderzusetzen, daß alle Anzeichen für einen Angriff sprechen.

Der recht hitzige Diskurs endet damit, daß General Arlabosse erklärt:

»Ich glaube, General, ein Streit über diese Frage hat wenig Sinn. Ich jedenfalls werde meine Division noch heute nacht in Alarmzustand versetzen. Probealarm selbstverständlich, Requin, nur Probealarm!« Nachdenklich hängt er auf.

Eine Stunde später laufen die Telefondrähte heiß. Melder jagen mit Befehlen an die Front. Alarmglocken scheuchen Bunker- und Kampfstandbesatzungen sowohl der »Echelon de surveillance« als auch der »Echelon de resistance« aus ihren Feldquartieren.

*

Der Morgen des 12. Mai 1940 ist klar, aber kühl. Nebel steigt aus den Wiesen und Wäldern auf.

Leutnant Nagel, Führer der I. Kompanie IR 479, fröstelt. Seine Uniform ist taudurchnäß wie die seiner Männer. Ihre Gesichter wirken bleich und angespannt.

Sie haben Angst, denkt Leutnant Nagel. Für die meisten ist dies der erste Angriff, von dem man zwar eine Vorstellung hat, aber bis auf wenige Ausnahmen weiß keiner, was ihn wirklich erwartet.

Auch für ihn ist es das erste richtige Gefecht, er versucht jedoch, sich nichts anmerken zu lassen.

Er blickt auf seine Armbanduhr, ein Geschenk seiner Freundin, das er als Talisman erhalten hat. Die Zeiger stehen auf drei Minuten nach fünf. Gleich ist es soweit.

Ein Donnerschlag zerreißt die Morgenstille. Die Artillerie von drei Divisionen öffnet ihre Feuerschlünde.

Obwohl es die eigenen Granaten sind, die über ihre Köpfe

hinweggorgeln, ziehen die Landser instinktiv die Schultern ein, ducken sich zu Boden.

Sekunden später erzittert die Erde unter ihnen, birst auseinander. Feuerbälle springen auf, vermischen sich mit dem Wiesennebel und dem Qualm der Explosionen.

Leutnant Nagel starrt feindwärts. In einer Distanz von vierhundert Metern ist undeutlich das Profil eines Kampfstandes zu erkennen – ein unregelmäßiger, scheinbar harmloser Grasbuckel.

Es ist der Kampfstand V-20, das Angriffsziel der Kompanie. Er muß unter allen Umständen genommen werden.

Nagel sieht genauer hin und erkennt die Konturen eines abgedeckten Grabens, der angeblich zwei Meter breit und drei Meter tief sein soll. Der Leutnant bezweifelt das, aber bald wird sich herausstellen, ob die französischen Kampfstände vor der »Maginot-Linie« wirklich solche Monster sind.

Irgendwie wird es schon gelingen, an den Bunker heranzukommen. Leitern oder anderes Hilfsgerät besitzt die Kompanie allerdings nicht. Nicht einmal Streckladungen, dafür aber eine Flammenwerfergruppe. Vier Geräte sind es. Nagel ist voller Zuversicht.

5.10 Uhr. X-Zeit.

Aus den deutschen Gräben zischen weiße und grüne Leuchtzeichen.

Nagel springt vom Boden auf, reißt die Maschinenpistole hoch.

»Kompanie auf, marsch, marsch!«

Vierundachtzig Mann stürmen hinter dem Leutnant her, der um vieles jünger ist als die meisten seiner Soldaten.

In diesem Augenblick lassen die Männer alles hinter sich, was ihr Leben bisher ausmachte und wichtig für sie war. Sie versuchen, das befohlene Ziel zu erreichen.

Die Erde bebt unter den Einschlägen der deutschen Geschosse.

Vier Minuten bleiben der Kompanie, bis das Artilleriefeuer zurückverlegt wird.

Im Laufschritt geht es durch kniehohe Wiesen, die einen betäubenden Duft verströmen, über einen schmalen Bach, an dessen Ufer blaßblaue, zarte Vergißmeinnichtsterne blühen. Genagelte Soldatenstiefel stampfen sie in den Boden.

Weiter! Weiter!

Aus der französischen Vorpostenstellung, die linker Hand in einem Buschstreifen liegt, erhält die Kompanie schwaches Gewehrfeuer. Ein MG wird in Stellung gebracht, jagt einige hastige Feuerstöße hinaus, schweigt wieder. Der nicht sehr starke französische Gefechtsvorposten scheint wenig Lust zu haben, sich mit der stürmenden deutschen Infanterie einzulassen. Die Franzosen räumen die Stellung und flüchten.

Leutnant Nagel, der Kompanie noch immer einige Meter voraus, obgleich das wider die Vorschrift ist, stampft durch das nasse Gras. Er blickt sich um. Die Züge folgen in fast mustergültiger Gefechtsordnung.

Nur der Flammenwerfertrupp kann das Tempo nicht mithalten. Die vier Mann mit den schweren Ölbehältern bleiben zurück.

Die Männer haben jetzt die Hälfte der Strecke hinter sich. Ihre Schritte werden langsamer, kraftloser, und noch sind zweihundert Meter bis zum Kampfstand zurückzulegen.

Die Feuerwalze springt zurück. Rasch, viel zu rasch verflüchten sich die Explosionsnebel, die vom auffrischenden Morgenwind westwärts getrieben werden. Nagel ist am Ende seiner Kräfte. Keuchend bleibt er stehen, pumpt nach Luft. Seine Lunge sticht, sein Herz rast.

An ihm vorbei stürmt Oberfeldwebel Marck vom zweiten Zug. Ihm folgen die 3. Gruppe und der Kompanietrupp.

Nagel verflucht seine Schwäche. Was sollen seine Männer von ihm denken? Mit letzter Willenskraft läuft er weiter, überholt sogar noch den Kompanietrupp.

Da bricht die Hölle über die stürmende 1. Kompanie herein. Mit drei Bunker-MG nehmen die Franzosen die Deutschen unter Feuer. Aus den Schießscharten züngeln Mündungsblitze, rast der Tod.

»Deckung! Volle Deckung!«

Es ist Oberfeldwebel Marck, der den Befehl gibt. Nagel bringt keinen Ton heraus. Er läßt sich fallen, wo er gerade steht.

Die französischen Maschinengewehre streuen das Gelände ab. Noch ist niemand getroffen worden. Das hat die Kompanie dem Umstand zu verdanken, daß sie in einer Senke liegt, die von den Waffen nur schwer erreicht werden kann.

Nagel, der sich schnell erholt hat, robbt zu Marck vor. Der wendet den Kopf, spuckt Erde aus und sagt:

»Eine schöne Sauerei, Herr Leutnant.«

Nagel nickt. »Wer hätte ahnen sollen, daß nach diesem Artilleriebeschuß der Scheißbunker noch schießt?« Die Stimme des Leutnants ist schrill vor Wut und Ärger, weil er diese Möglichkeit nicht in Betracht gezogen hat.

Marck gibt keine Antwort. Erst nach einer ganzen Weile, während nach wie vor die MG-Garben über sie hinwegzischen, sagt er:

»Ohne Ari-Unterstützung kommen wir nicht an den Bunker heran, Herr Leutnant. Soll ich einen Melder zurückschicken?«

»Nein. Der kommt nicht durch. Schießen Sie zweimal eine rote Leuchtkugel. Das werden die hinten doch merken.«

Marck knallt zwei Doppelsterne in den azurblauen Frühlingshimmel.

Minuten vergehen. Die Bunker-MG tackern weiter. Es klingt zornig, böse.

Nagel lauscht. Sehnstüchtig wartet er auf das Grummeln der eigenen Artillerie. Aber hinten röhrt sich nichts, und die wenigen Batterien, die jetzt noch feuern, nehmen Ziele weit im feindlichen Hinterland unter Beschuß.

»Diese Kacker«, flucht der Leutnant. »Wenn man sie braucht, sind sie nicht da!«

»Soll ich noch eine Leuchtkugel schießen?« fragt Marck.

»Ja.«

Gerade als Marck eine neue Patrone in den Lauf der Leuchtpistole stecken will, hören sie wummernde Abschüsse. Sie kommen jedoch von der Feindseite.

»Verdamm und zugenährt!« flucht Marck.

Ein widerliches Geräusch. Die erste Gruppe Granaten rauscht heran, schlägt ein.

Zu kurz. Es fehlen mindestens noch siebzig Meter.

Die zweite trifft schon genauer und überschüttet die erste Kompanie mit einem Teil des Splitterregens. Mit ohrenbetäubendem Krachen heult die dritte Lage heran.

Brisanzgranaten, denkt Nagel. Er preßt sich dichter gegen den Boden, zieht den Kopf ein. Es ist, als höre man den Stahl auseinanderreißen.

Die französische Batterie scheint nach der Karte zu schießen, so geht die vierte Lage fast auf den Bunker nieder. Der Ringgraben wird getroffen, Erde hoch in den Himmel geschleudert. Daraufhin stellen die MG-Schützen im Bunker das Feuer ein.

Nagel und Marck grinsen sich zu. »Besser kann's gar nicht laufen«, ruft Marck dem Leutnant zu.

Die Bunkerbesatzung schießt je eine rote und weiße Leuchtkugel ab – ein Hinweis für die französische Artillerie, daß sie zu kurz schießt.

Im Bunkergraben ist etwas in Brand geraten. Gelber, schmutziger Qualm zieht an der Betonwand hoch und behindert die Sicht an den Schießscharten.

»Flammenwerfer nach vorn!« befiehlt Nagel. »Vorwärts, Beeilung! Erster Zug übernimmt den Feuerschutz.«

Der Leutnant macht sich, denkt Marck, nur rasch muß es gehen, ehe die Rauchentwicklung aufhört.

Der Stellungswechsel gelingt. Bis auf dreißig Meter können sich die Pioniere mit ihren Flammgeräten an den Bunker heranschieben. Das ist die äußerste Distanz, um nicht durch Handgranatenwürfe gefährdet zu werden.

Um 6.15 Uhr rollt der Angriff der 258. ID auf der gesamten Frontbreite. Teilweise leisten die stark befestigten Bunker heftigen Widerstand. Vor allem östlich von Morsbach kommt es zu blutigen und für beide Seiten verlustreichen Nahkämpfen.

Im Abschnitt der 4. Kompanie IR 479 schlägt sich die 3. Gruppe des 2. Zuges über eine Stunde lang mit der Besatzung eines verdrahteten Vorpostennetzes herum. Die Franzosen weichen nicht aus der Stellung. Mit Gewehrgranaten (einer sehr brauchbaren französischen Waffe) setzen sie sich zur Wehr. Erst als es gelingt, einen Flammenwerfer nahe genug an das Widerstandsnest heranzubringen, strecken die Franzosen die Waffen.

Im gleichen Abschnitt wird wenig später ein Oberleutnant des 61. französischen Jägerbataillons gefangengenommen, das in einer Waldstellung nahe Morsbach eingesetzt ist. Der Offizier wird auf schnellstem Wege zum Divisions-Ic zur Vernehmung gebracht.

Über Stärke und Bewaffnung der gegnerischen Vorpostenlinie sagt der Gefangene nichts aus, dafür behauptet er, daß alle Gefechtsvorposten den strikten Befehl erhalten haben, »sich ohne Rückzugsgedanken zu verteidigen« (französischer Begriff im Gegensatz zur »Verteidigung auf Zeit«, was ungefähr der deutschen Taktik des hinhaltenden Widerstandes entspricht).

Deshalb also die erbitterte Gegenwehr, oft der Kampf bis zur letzten Patrone.

Einen nicht geringen Schrecken jagt der Gefangene der Division durch die Mitteilung ein, General Arlabosse würde auch schwere Panzer einsetzen, wenn sich der Hauptstützpunkt Morsbach nicht halten lassen würde.

»Ein Eisenfresser par excellence«, scherzt Generalleutnant Wollmann, doch der harte und konsequente Verteidigungswille des französischen Divisionskommandeurs beeindruckt ihn. Dieser General scheint ein großes Durchsetzungsvermögen zu haben.

Die eintreffenden Gefechtsmeldungen bestätigen das. Nirgendwo verlassen die Franzosen ihre Stellungen, die Kämpfe nehmen von Stunde zu Stunde an Härte zu.

Energischen Widerstand leistet vor allem die Bunkerfront bei der sogenannten Reinsinger Hütte, südlich von Morsbach.

Hier greift das I. Bataillon, Grenzinfanterieregiment 127 an.

Zunächst verläuft alles nach Plan. Das Bataillon gewinnt rasch an Boden. Nur vereinzelt stört der Feind durch MG-Feuer und Granatwerferbeschuß.

Dann aber nähern sich die Kompanien jenem Höhenzug, in dem die französischen Bunker- und Kampfstände verborgen sind.

Die Bunkerlinie liegt im Nebelschleier. Das Bataillon legt an Tempo zu. Ein vor der Höhe quer zur Angriffsrichtung liegender Sumpfstreifen wird ohne Feindeinwirkung überquert.

»Vorsicht! Minengefahr!« warnen die Kompanieführer.

Erst viel später stellt sich heraus, daß die Franzosen die Minenfelder rund um die Bunker placiert haben.

»Weiter! Weiter! Noch vierhundert Meter.

Da schlägt der Feind zu. Gewehrsalven zerreißen die Stille. Maschinengewehre tickern. Pak (Panzerabwehrkanonen) knallen. Schwere französische Granatwerfer schießen Sperrfeuer.

Der furiose, unerwartete Feuerschlag löst Panik bei den angreifenden Kompanien aus. Alles rennt kopflos durcheinander, sucht Deckung, die es kaum gibt, weil der Westhang an der Reinsinger Hütte radikal abgeholt ist, damit der Gegner freies Schußfeld für seine Bunker-MG hat.

Erbarmungslos mähen die Garben die deutschen

Angriffsreihen nieder. Verwundete schreien gellend um Hilfe. Junge Rekruten, die noch kaum einen scharfen Schuß gehört haben, verlassen voller Angst ihre unzureichende Deckung und suchen ihr Heil in der Flucht.

Weit kommen sie nicht. Die MG-Garben holen sie ein, strecken sie nieder.

Leuchtpurfäden fetzen aus allen Richtungen heran. Auch aus der linken Flanke kommt starkes MG-Feuer.

»Mist verdammter!« flucht Oberleutnant Körber, Chef der 4. Kompanie. Er könnte platzen vor Wut. Die Franzosen haben sie kaltblütig auflaufen lassen.

»Granatwerferfeuer auf die Bunkerlinie!« befiehlt Oberleutnant Körber. Der Kompaniemelder Forster, der dicht hinter Körber liegt, gibt den Befehl weiter. Endlich schießen auch alle Kompanie-MG. Trotzdem wird das gegnerische Feuer nicht schwächer.

Unten am Sumpfstreifen, der von den Franzosen nicht eingesehen werden kann, sind die Granatwerfer in Stellung gegangen.

Mit Genugtuung beobachtet Körber die Rauchpilze auf der Höhe. Die Granatwerferbedienungen arbeiten fieberhaft. Sie wissen, wenn es nicht gelingt, den feindlichen Widerstand zu brechen, liegt die ganze Kompanie fest und kommt keinen Schritt mehr voran. Das würde hohe Verluste bei den verschiedenen Einheiten bedeuten, denen sich keine Deckungsmöglichkeit bietet.

Körber liegt noch immer auf demselben Fleck. Einige Male schlagen MG-Garben so nahe vor ihm ein, daß er den ganzen Dreck ins Gesicht bekommt und ihm Steinsplitter die rechte Wange auffetzen. Er mißt dem aber keine Bedeutung bei, er hat ganz andere Sorgen. Die Kompanie muß entweder weiterstürmen und versuchen, das feindliche Feuer zu unterlaufen, oder sich eingraben, was aber in diesem Gelände

nahezu unmöglich ist.

Dabei hat es anfänglich so ausgesehen, als sei dieser Angriff überhaupt kein Problem.

Zwar schießen die Granatwerfer der Kompanie fast ohne Pause, für die Weiterführung des Angriffs wären aber vier 3,7-cm-Pak (Panzerabwehrkanonen) ausschlaggebend.

Glücklicherweise besitzt Major Erdmann den richtigen Riecher für die Lage. Er beordert den Pak-Zug des Oberfeldwebels Burger nach vorn.

»Bunker-MG durch Punktfeuer ausräuchern«, befiehlt er. Im Mannschaftszug werden die Geschütze hinter die 4. und 3. Kompanie gebracht. Die Bedienungen jagen Granate um Granate aus den Rohren, bis die französischen MG schweigen.

Gott sei Dank, denkt Oberleutnant Körber erleichtert. Den Rest werden wir schon schaffen.

Ähnliche Gedanken hat auch der Obergefreite Haunstein von der 3. Gruppe des 1. Zuges. Er liegt mit seinen Männern direkt auf dem Präsentierteller, dürtig gedeckt von einer niedrigen Buschreihe, welche die Franzosen seltsamerweise stehengelassen haben.

Keine fünfzig Meter vor ihnen erheben sich Erdaufwürfe und Grabenwülste, aus denen vor dem Einsatz der Pak starkes Feuer kam.

Haunstein, einer der wenigen erfahrenen Soldaten der Kompanie – er hat schon den Polenfeldzug hinter sich und das EK II (Eisernes Kreuz II. Klasse) erworben – ist fest entschlossen, die französische Feldstellung auszuheben.

Er und seine Männer sind noch keine zehn Meter vorangekommen, als ihnen rasendes Maschinenpistolenfeuer entgegenschlägt. Dann krachen Handgranaten. Schützenminen gehen hoch ...

Nicht einer der Gruppe Haunstein überlebt das Gemetzel.

Nach diesem schauerlichen Intermezzo, das auf die übrigen Landser der 4. Kompanie einen tiefen Eindruck macht, sieht

Körber von weiteren Unternehmungen ähnlicher Art ab.

Es ist sinnlos, gegen die starke Bunkerlinie anzurennen.

Vom Bataillon kommt schließlich der Befehl, den Angriff einzustellen. Die Kompanien ziehen sich in ihre Ausgangsstellungen zurück.

Der Regimentskommandeur will keinen zweiten Frontalangriff versuchen. Er verspricht sich mehr von einem gezielten Stoßtruppunternehmen. »Wir müssen ein Stück aus der Bunkerfront herausbrechen«, sagt er.

Es wird vereinbart, das Unternehmen durch einen massiven Feuerschlag vorzubereiten. Die Vierte von Oberleutnant Körber wird den Auftrag ausführen.

Um 9.55 Uhr ist es soweit. Ein furioser Feuerschlag der Artillerie leitet das Stoßtruppunternehmen ein. Artillerie und IG (Infanteriegeschütze) schießen aus allen Rohren. Sekunden später mischt sich in das Heulen und Pfeifen der Granaten das Ploppen der leichten und schweren Granatwerfer, die dem Stoßtrupp eine Minengasse schießen sollen.

Das massierte und auf engsten Raum konzentrierte Feuer verfehlt seine Wirkung nicht. Serienweise erfolgen Detonationen. Graublaue Rauchwölkchen steigen dünn und kerzengerade in die Luft. S-Minen gehen hoch und reißen die Drahthindernisse vor der Bunkerlinie in Fetzen. Ein scheunentorgroßes Loch entsteht, durch das der Stoßtrupp mühelos hindurchschlüpfen kann.

10.10 Uhr. Die Panzerjäger schieben ihre Geschütze aus der Deckung, reißen blitzschnell die Lafette auseinander. Kurze, präzise Zielansprache.

Dann peitscht der erste Schuß aus dem Rohr.

Oberleutnant Körber beobachtet zusammen mit dem Stoßtruppführer, Leutnant Wimmer, die Wirkung des massierten Feuers.

»Noch vier Minuten«, sagt Körber. »Wie fühlen Sie sich?

Beschissen, nehme ich an. Aber Sie werden es mit Ihren Leuten schaffen, Wimmer. Schlimmer als beim ersten Angriff kann es nicht werden.«

»Es ist gar nicht so arg, Herr Oberleutnant«, antwortet der zweiundzwanzigjährige Zugführer. Er grinst zuversichtlich, ist aber trotz gespielter Gleichgültigkeit innerlich sehr erregt.

Die französischen Bunker und Feldstellungen verschwinden jetzt hinter einem schwarzbraunen Rauchvorhang, von dem sich nur noch das grellrote Aufblitzen der krepierenden Granaten abhebt.

10.15 Uhr. Die Feuerwalze der eigenen Artillerie springt zurück.

Der Oberleutnant verfolgt die Zeiger seiner Uhr am Handgelenk. Noch vierzig Sekunden dreißig – zwanzig – zehn! Körber legt seine Hand auf Wimmers Schulter. Drei, zwei, eins

...

»Jetzt, Wimmer«, sagt Körber gepreßt und gibt dem Leutnant einen freundschaftlichen Schubs.

»Auf marsch, marsch!« schreit der Zugführer und springt vom Boden auf.

Körber beobachtet angespannt, wie der Stoßtrupp die Anhöhe hinaufstürmt, allen voran Leutnant Wimmer. In schnurgerader Richtung läuft er auf die Bunker zu. Seine schlanke, hochgewachsene Gestalt zeichnet sich deutlich vor der lichter werdenden Rauchwand ab. Die Männer haben Mühe, dem jungen Offizier zu folgen. Nur Feldwebel Trebitsch hält mit. Manchmal sieht er sich um und winkt energisch mit der Maschinengewehr.

Ohne Beschuß erreicht der Stoßtrupp die Minengasse. Einen Moment stoppt Leutnant Wimmer im Lauf, ehe er die gefährliche Stelle passiert. Trebitsch und drei Männer des Stoßtrupps folgen dichtauf.

Unwillkürlich hält Oberleutnant Körber den Atem an, aber keine Mine geht mehr hoch. Der Stoßtrupp überwindet die

kritische Stelle ohne Verluste. Aus dem abziehenden Rauch schälen sich jetzt die Umrisse jener Bunkeranlage, die der Stoßtrupp ausschalten soll.

Geduckt rennen die Männer weiter. Ihr Tempo hat sich verringert, denn der Lauf hat sie immense Kraft gekostet.

Körber sieht durch den Feldstecher, wie Leutnant Wimmer hastige Zeichen gibt und die Männer dichter aufschließen. Noch fünfzig Meter bis zum Bunker!

»Pak hat Feuer eingestellt«, meldet Körbers Kompanietruppführer, Unteroffizier Bartels.

»Danke, ich hab's gehört«, antwortet der Oberleutnant und preßt die Okulare des Feldstechers in die Augenhöhlen.

Wimmer dreht sich gerade um. Für den Bruchteil einer Sekunde ist das Gesicht des Leutnants in zehnfacher Vergrößerung zu sehen. Es ist verzerrt, schmutzig und schweißbedeckt. Wimmers Mund öffnet und schließt sich. Er gibt Befehle.

In diesem Augenblick setzt das Feuer der französischen Bunker ein.

»Mein Gott«, stöhnt Oberleutnant Körber.

»Mistbande, verfluchte!« schimpft Unteroffizier Bartels!

»Mit der Flak müßte man sie ausräuchern.«

Körber sieht, wie vier Männer stolpern und zu Boden fallen.

Wimmer und Trebitsch laufen weiter, arbeiten sich bis auf zwanzig Meter an den Bunker heran. Hinter ihnen bleiben die Kameraden im Feuer der französischen Maschinengewehre liegen.

Was für ein Wahnsinn! denkt der Oberleutnant.

»Umkehren! So kehrt doch um!« hört er sich schreien.

Nur vier von sechzehn Mann kehren zurück. Leutnant Wimmer und Feldwebel Trebitsch sind nicht dabei.

Körber schickt die Männer, die unter starker Schockeinwirkung stehen, zum Bataillon zurück und versucht, seine Wut zu zügeln. Er hat von Anfang an nichts von diesem

Stoßtruppunternehmen gehalten, von diesem sturen Drauflosrennen. Warum umgeht man die starken Befestigungen nicht und rollt sie von hinten auf? Das würde weniger Menschenleben kosten und Geländegegewinn einbringen.

Eine Stunde später kommt Major Kerschner, der Bataillonskommandeur, zur 4. Kompanie.

Körber meldet ihm: »Stoßtruppunternehmen wie befohlen durchgeführt. Auftragsziel wurde nicht erreicht. Ein Offizier, ein Feldwebel und zwölf Mann tot oder vermisst. Vier Mann auf dem Weg zum Bataillon.«

Major Kerschner steht mit ernstem Gesicht vor Körber. Er schluckt. Die Höhe der Verluste macht auch ihm zu schaffen.

»Wir haben alles getan, um dem Stoßtrupp das Eindringen in die Bunkerlinie zu erleichtern«, sagt er. »Das wissen Sie genauso gut wie ich.«

»Und was soll jetzt geschehen, Herr Major?«

Der Bataillonskommandeur betrachtet angelegentlich seine dreckverschmutzten Schafststiefel. »Wir sparen die Kampfanlage aus und greifen über die Höhe 333 an.«

Und warum ist euch das nicht gleich eingefallen? denkt Körber erbittert. Laut aber sagt er:

»Welchen Befehl haben Herr Major?«

»Kompanieführerbesprechung in meinem Gefechtsstand – in einer halben Stunde.« Er zögert einen Augenblick, dann fährt er fort: »Übrigens, Körber: Ihre Kompanie hat sich trotz des Desasters ausgezeichnet geschlagen. Ich spreche Ihnen und Ihren Männern meine besondere Hochachtung aus.«

Ohne Körbers Antwort abzuwarten, dreht er sich um und stapft davon.

Körber blickt ihm verdutzt nach. Es überrascht ihn, daß dieser eiskalte, ehrgeizige Mann zu einer Gefühlsregung fähig ist.

Ähnlich schwierig wie der Kampf an der Reinsinger Hütte,

gestaltet sich auch der Angriff auf den terrassenförmig angelegten Feindstützpunkt Rederberg.

Zweimal wird das hier eingesetzte III. Bataillon/IR 461 abgewiesen.

Erst als die Artillerie eine halbe Stunde lang auf den Gegner niedertrommelt, können die feindlichen Stützpunkte genommen werden. Das III. Bataillon stößt nun bis zur Straße Morsbach-Folklingen vor, wo es Anschluß an das III./IR 479 bekommt.

Nach wie vor kritisch und ungeklärt ist dagegen die Lage beim I. Bataillon/IR 479. Der vor Leutnant Nagels Kompanie liegende französische Bunkerkampfstand blockiert alle Angriffsbewegungen des Bataillons.

Major Dr. Aßmann, der Kommandeur, kocht vor Zorn. »Verdammst noch mal, warum geht's bei Nagel nicht voran?« brüllt er.

Seine Ordonnanzoffiziere werden sichtlich nervös, doch sie behalten ihre Meinung für sich.

Der Major kritzelt ein paar Zeilen auf ein Formular und schickt einen Melder los.

Wenig später liest Leutnant Nagel: »Was ist eigentlich los bei Ihnen? Warum geht es nicht voran?«

»Dämliche Frage. Habt ihr denn unsere Leuchtzeichen nicht gesehen?« knurrt Nagel.

Der Melder grinst: »Wissen Sie Herr Leutnant, darauf gibt niemand was. Fast jede Kompanie ballert Leuchtzeichen in den Himmel.«

»Schöner Saftladen«, sagt Nagel bissig. Dann schreibt er seine Meldung und fügt eine Skizze bei.

Eine halbe Stunde später ist der Mann wieder da. »Sie bekommen Ihre Feuerunterstützung«, strahlt er, »von vier sFH (schwere Feldhaubitzen). Vierzehn Schuß. Hier ist die schriftliche Bestätigung des Kommandeurs.«

Nagel atmet auf. »Na also. Warum nicht gleich so?«

Es ist eine von Stabsfeldwebel Fiels Batterien, die zum Einsatz kommt. Fiel brennt darauf, zu zeigen, was er gelernt hat.

Er greift zum Telefonhörer, ruft die Batterie an. Dann folgen präzise Anweisungen.

»Achtung! Feuerkommando! Sehstreifen 08-0-0! Von ZP 5-0-8-300 Meter westlich! Feindbunker V-20. Schuß!«

Nach dem Einschlag erfolgt die Korrektur. »150 Meter nach links, Schuß!« Rums. »200 zulegen!«

Rechts, links, hinter und vor dem Bunker schlagen die Granaten ein. Ein dröhnelndes Stakkato.

Stabsfeldwebel Fiel zählt vier Volltreffer, doch der Kampfstand zeigt keine Schäden.

»Das gibt's doch nicht«, meint Fiel verblüfft.

Wie soll er auch wissen, daß die meisten Bunker im Vorfeld der Maginot-Linie mit Balken und Eisenbahnschienen verstärkt sind, und schwerstem Beschuß standhalten.

Um einen solchen Bunker zu knacken, bedarf es anderer Kaliber.

Leutnant Nagel und Oberfeldwebel Marck sind nicht weniger konsterniert, als sie das Resultat des Feuerzaubers sehen.

Sie schauen sich ratlos an.

Einer von Marcks Pionieren kriecht heran. »Ich hab' 'ne Bresche in der Ringmauer entdeckt«, berichtet er atemlos. »Der massive tiefe Graben vor dem Bunker ist an einer Stelle eingestürzt. Mit einiger Geschicklichkeit könnte man an den Bunker herankommen.«

»Pioniere und Flammenwerfer nach vorn!« befiehlt Nagel.

Unteroffizier Wagner wird eingewiesen. Er nimmt vier Soldaten seiner Gruppe mit, darunter zwei Männer vom Flammenwerfertrupp. Im Schutz aller MG, deren Feuer auf die Schießscharten des Bunkers gerichtet ist, pirschen sich die Pioniere an den Betonklotz heran.

Kurze Zeit später hört Leutnant Nagel Detonationen von

Handgranaten.

Laute Kommandos ertönen aus dem Inneren des Kampfstandes, dazwischen weitere Explosionen.

Die Franzosen beharken die Deutschen im Graben, aber zwei Pioniere haben bereits das Bunkerdach erklimmen. Der Rest ist Routinearbeit.

Nagel und Marck beobachten, wie die Pioniere ein Kniestück an ihrem Flammenwerfer anbringen. Dann wird das gebogene Rohr von oben in eine der drei Schießscharten eingeführt. Eine zwei Meter lange Flamme schießt daraus hervor und erfüllt die Bunkerkammer mit einem dicken, alles erstickenden Rauch.

Der Gegner, gibt den Widerstand auf. Mit rußgeschwärzten Gesichtern verlassen die Franzosen den Bunker V-20 und strecken die Arme hoch. Das größte Hindernis im Abschnitt des I. Bataillons ist damit beseitigt.

In Morsbach gibt es Schwierigkeiten. Die Franzosen verteidigen sich verbissen. Zweimal haben bereits die Kompanien des III./IR 479 und des III./IR 461 versucht, die Ortschaft zu nehmen, aber der Feind weicht nicht aus den befestigten Häusern.

Major von Kriegsheim, Kommandeur des III. Bataillons/IR 479, ist in einer prekären Lage. Die Stadt muß bis zum Einbruch der Dämmerung fallen.

»Machen Sie Dampf auf!« heißt es in einem Anruf der Division.

Leicht gesagt, denkt der Major. Vierzehn Tote hat allein die letzte Stunde gekostet.

Die einzige Kompanie, die einen Teilerfolg erzielen konnte, ist die Neunte von Oberleutnant Strauß. Aber nun liegt er im Südteil der Ortschaft fest. Seine letzte Meldung besagte: »Feind versucht uns einzukreisen. Wir sitzen in vier Häusern und zählen die Munition.«

Major von Kriegsheim blickt durchs Fenster seines Kellergeschäftsstandes. Er überblickt 400 Meter der Hauptstraße und die nächste Straßenkreuzung, die unter französischem Artillerie- und Granatwerferbeschuß liegt.

Damit will der Gegner den Nachschub für die abgeschnittene Neunte unterbinden.

Verzweifelt überlegt man beim Bataillonsstab, was zu tun ist. Lange kann Strauß sich nicht mehr halten.

Der Zufall bringt einen Stabsoffizier auf eine ausgefallene Idee. Im Hinterhof des Gefechtsstandes entdeckt er einen robusten Kastenwagen, wie er von Bauern benutzt wird, um Obst und Gemüse zum Markt zu fahren.

»Herr Major«, schlägt er vor, »man könnte den Wagen mit Munition vollpacken und die abschüssige Straße hinunterrollen.«

Der Major blickt den Leutnant ungläubig an. »Halten Sie das für möglich?«

»Wir müßten den Wagen bis zur Kreuzung schaffen, dann rollt er von allein weiter.«

Klingt nach Wild-West-Taktik, denkt der Major, aber versuchen kann man es ja.

Der Kastenwagen wird aus dem Hinterhof geholt, mit Munition beladen und einem auffälligen Pappschild, das deutlich den Munitionsnachschub kennzeichnet.

Unteroffizier Salier vom Bataillonsmeldestab wird mit der Aktion beauftragt. Zwei Gruppen Infanterie sollen ihm Feuerschutz geben und besonders die Dach- und Baumschützen im Auge behalten.

Bis zu der 400 Meter entfernten Kreuzung geht alles, reibungslos vonstatten. Nicht einmal die sonst so gefürchteten Dachschützen machen sich bemerkbar. Anscheinend hat sie die Mittagshitze in die Häuser getrieben.

Fünf Männer sind gerade dabei, dem Munitionswagen einen kräftigen Schubs zu geben, da bricht die Hölle los. Mitten auf

der Straße detonieren Granaten, fetzen Splitter nach allen Seiten.

»Zurück! Alles zurück!« brüllt Unteroffizier Salier.

Die Einschläge liegen dicht beisammen, reißen das Kopfsteinpflaster auf. «

Salier, der sich in einen Hinterhof flüchten will, hört einen gellenden Schrei. Er blickt zurück und sieht einen Verwundeten neben dem Bordstein liegen.

Ein kurzes Zögern, dann rennt der Unteroffizier los, um dem Kameraden zu helfen.

Es ist der Gefreite Hilpert. Mit angstgeweiteten Augen sieht er zu Salier auf, flüstert mühsam: »Bring mich weg.«

Entsetzt starrt der Unteroffizier auf die klaffende Wunde, die unter der zerfetzten Uniform heftig blutet.

Da hilft kein Verband, denkt Salier, der Mann muß zurück. Er ruft nach dem Sanitäter.

Unteroffizier Preul, der Bataillons-Sani, hetzt über die Straße. Er wirft nur einen kurzen Blick auf den Verwundeten, der inzwischen das Bewußtsein verloren hat, dann sagt er: »Hilf mir, sonst himmelt er uns ab.«

Es gelingt den beiden Männern, Hilpert in Sicherheit zu bringen, aber noch bevor sie eine Trage organisieren können, ist der Verwundete tot; verblutet.

Der Tod des Gefreiten Hilpert löst beim Bataillonsstab Trauer und Bestürzung aus. Jeder möchte den mutigen und ruhigen Mann, dessen Opfer zudem völlig sinnlos war. Der Muni-Wagen hat die Gruppe Strauß nie erreicht. Auf halbem Weg brach das linke Vorderrad, er kippte um, und die Munitionskisten ergossen sich über die Straße, noch weit ab von der Stellung der Neunten.

Gegen Mittag endlich entschließt sich die Division, sieben Artillerieabteilungen um Morsbach zusammenzuziehen und die französischen Bunkerstellungen inmitten der Ortschaft unter

konzentrisches Feuer zu nehmen.

Diesmal gelingt es, die Hauptstützpunkte des Gegners niederzukämpfen. Das erbitterte Ringen dauert drei Stunden.

Nur ein Betonkampfstand am Nordwestausgang von Morsbach läßt sich nicht knacken.

Major von Kriegsheim schickt einen Parlamentär los, der die Bunkermannschaft zur Aufgabe bewegen soll, doch die Franzosen lassen ihn wissen, daß sie bis zur letzten Patrone kämpfen werden.

Da dieser Bunker eine geländebeherrschende Position einnimmt – er gefährdet den Nachschub auf den Straße nach Roßbrücken und Groß-Rosseln – kann sich »Kriegs-Karl«, wie ihn die Landser wegen seines rauhen Umgangstones scherhaft nennen, nicht darauf einlassen.

»Feuerschlag aller Granatwerfer!« befiehlt von Kriegsheim.
»Dann ran mit den Flammenwerfern!«

Aber selbst dieser massierte Granatwerfereinsatz erschüttert weder den Kampfstand noch den Mut seiner Besatzung. Zähneknirschend muß der Major die Flagge streichen, schon um sinnlose Verluste zu vermeiden. Der Blutzoll, der für die gestellte Aufgabe entrichtet wurde, ist hoch genug.

Die Bilanz des ersten Angriffstages stimmt die Divisions- und Korpsführung zuversichtlich. Die gesteckten Ziele sind bei fast allen Verbänden erreicht worden.

Generalleutnant Wollmann ist sich darüber klar, mit welchen Opfern sie erkauft wurden (82 Tote, 243 Verwundete). Um derartige Verluste in Zukunft zu vermeiden, sieht er nur eine Möglichkeit: Vorbeistoßen an überlegenen Feindstützpunkten und schärfste Feuerzusammenfassung.

Außerdem hofft er auf die täglich zunehmende Kampferfahrung der Truppe, die verhängnisvolle taktische Fehler zu reduzieren hilft. Sicherlich hätte es weniger Tote und Verwundete gegeben, wenn die Männer schon einmal im

Gefecht gestanden hätten.

Die Landser vorn in der HKL kommen nicht zum Nachdenken. Sie haben im Augenblick ganz andere Sorgen. Sie bereiten sich auf die kommende Nacht vor: graben, schanzen, heben Deckungslöcher aus, setzen eroberte Bunker instand und schleppen Munition heran. Dabei sind sie todmüde und hungrig. Sie sehnen sich nach einer Mütze voll Schlaf. Ein unerfüllbarer Wunsch, denn noch vor Einbruch der Nacht wird mit stärkeren Gegenstößen des Feindes gerechnet.

»Hirngespinste von so 'n paar Stabsköpfen«, meckern die Landser. »Gegenangriff! Quatsch. Die Franzosen haben von diesem Tag die Nase genauso voll wie wir.«

Der Gefreite Bert Förg von der 11. Kompanie/IR 479 hockt in einem Erdloch am Rand einer Wiese, die leicht nach Westen abfällt. Zweihundert Meter entfernt fließt – von Büschen verdeckt – die Rössel.

Es ist kurz nach 18 Uhr 30. Langsam beginnt es zu dämmern. Aus den Niederungen steigen Nebel auf. Es wird unangenehm kühl, Förg fröstelt in seiner Vorpostenstellung.

Wie friedlich es ist, denkt er, doch anstatt das Leben zu genießen, schießen sich die Menschen gegenseitig tot. Er schaudert, wenn er daran denkt, welche fürchterlichen Szenen er bereits erlebt hat und sehnt das baldige Ende dieses verdammten Krieges herbei.

Förg schaut auf die Uhr. In zwanzig Minuten wird er abgelöst. Plötzlich schreckt der Gefreite hoch. Waren da nicht eben Stimmen und das Klappern von Metall?

Er richtet sich in seinem Schützenloch auf und blickt feindwärts. Im nächsten Moment ist er hellwach.

Franzosen kommen in breiter Gefechtsordnung aus den Büschen unten am Fluß. Zwanzig, dreißig, vielleicht auch fünfzig.

Vorsichtig schiebt er den Lauf des Maschinengewehrs über

den Deckungsrand. Nur nicht zu früh das Feuer eröffnen, sie rankommen lassen, kühlen Kopf bewahren.

Bei einer Entfernung von dreihundert Metern drückt Förg auf den Abzug. Das MG 34 rattert los.

Zu gleicher Zeit eröffnen auch andere Vorposten-MG das Feuer. Leuchtkugeln zischen in den Himmel und alarmieren die deutsche HKL. Die schweren Granatwerfer der links angelehnten 10. Kompanie schießen Sperrfeuer.

Trotz des massierten Abwehrfeuers ist der Gegner bis auf fünfzig Meter herangekommen.

Jetzt bekommt Förg Angst. Er schießt Dauerfeuer. Hält einfach mitten hinein, jagt seine letzten Patronen aus dem Lauf.

Die Franzosen versuchen einen Flammenwerfer in Stellung zu bringen.

Der Gefreite sieht, wie ein französischer Pionier sich zu Boden wirft und das Schlauchende des Werfers nach vorn holt.

Förg handelt ganz spontan. Eine Handgranate nach der anderen schleudert er aus seinem Loch. Jede braucht fünf Sekunden, ehe sie explodiert. Eine Ewigkeit, wenn der Feind so nahe ist...

Plötzlich ist der ganze Spuk vorbei, das rasende Tackern der MG verstummt. Im Vorfeld wimmern und rufen Verwundete.

Als Förg einen Blick über den Deckungsrand wagt, ist die Wiese leergefegt. Die letzten Gegner verschwinden in den Büschen am Fluß.

*

Der Angriff auf Morsbach ist der einzige Gegenstoß der Franzosen im Abschnitt der 258. Infanteriedivision. Damit hoffte General Arlabosse einen seiner Hauptstützpunkte zurückerobern zu können.

Daß er die Überlegenheit der deutschen Abwehr falsch eingeschätzt hat, erfährt Arlabosse erst am Abend. Schweigend

nimmt er die telefonische Meldung entgegen. In seinem Gesicht drückt sich Betroffenheit aus.

Erst nach einer ganzen Weile sagt der General: »Eine bedauerliche Panne, die nicht mehr zu ändern ist, aber sie darf nicht zur moralischen Niederlage für uns werden. Wir müssen versuchen, jedem Offizier und Mann klarzumachen, daß wir zwar eine Phase einer Schlacht, nicht aber die Schlacht selbst verloren haben.«

Unruhig im Raum auf und ab gehend, fährt General Arlabosse fort: »Die Gefahr besteht, daß sich Mutlosigkeit in der Truppe breitmacht. Deshalb müssen wir ein Fanal setzen!«

Die Offiziere wechseln verstohlene Blicke. Will er etwa die Bunker- und Kampfstandbesatzungen dem Idol heldenmütigen Widerstandes opfern?

»Wie sollen wir das verstehen, Herr General?« fragt Major Chretien.

»Sie werden es gleich erfahren«, erwidert Arlabosse seinem Ia kühl.

Er tritt vor die Lagekarte. »Welche unserer Vorpostenstellungen hält sich noch?«

»Die im Gänsbacher Wald, Herr General.«

»Besteht Telefonverbindung?«

»Jawohl. Ich habe erst vor einer Stunde mit Hauptmann Mangin gesprochen«, antwortet der Ia.

»Dann verbinden Sie mich mit ihm.«

Als das Telefon schrillt, hebt Arlabosse selber ab.

»General Arlabosse. Wie geht es bei Ihnen, Mangin?«

Der Bericht, den Mangin dem General gibt, ist kurz. Am Schluß bittet er Arlabosse, ihm die Kapitulation zu erlauben. Seine Stimme ist erregt und klingt so laut aus dem Hörer, daß alle Anwesenden seine Worte verstehen können.

»Jeden Moment können die Deutschen in die Bunkergänge und Kasematten eindringen. Die Zerstörung ist so groß, daß wir kaum noch Sauerstoff haben. Die Stellung ist nicht mehr zu

halten, Herr General!«

Arlabosse hält mühsam an sich. Seine Wangenmuskeln spannen sich. Dann sagt er, jedes Wort betonend:

»Mangin, wir dürfen nicht aufgeben! Jeder Bunker, jedes Werk, das weiterkämpft, bindet feindliche Kräfte. Und bedenken Sie, daß der heldenmütige Widerstand Ihrer Männer die Moral der Truppe festigen wird. Die Entscheidung liegt bei Ihnen!«

Mangins Stimme klingt verzerrt, ist von atmosphärischen Störungen überlagert.

Was Mangin antwortet, können die Offiziere im Divisionshauptquartier nicht verstehen.

Arlabosse jedoch erklärt: »Mangin wird die Stellung halten.«

Danach verläßt er wortlos den Raum.

»Gott stehe ihm bei!« sagt Major Chretien. Er meint Hauptmann Mangin, der bereit ist, für die »Division de fer« ein »Fanal« zu setzen.

*

Feldwebel Rößner ist mit seinem Stoßtrupp in die größte Kampfanlage des Gängsbacher Waldes, in das Werk Z-5, eingedrungen.

Dieses Werk besteht aus meterhohen Betonblöcken, Maschinengewehrbunkern, Eisen- und Stahlhindernissen, die durch unterirdische Gänge und Kasematten miteinander verbunden sind.

In einem der unterirdischen Gänge, der von Rauch erfüllt ist, tasten sich die Männer Schritt für Schritt vor.

Der beizende Qualm legt sich auf die Lungen und läßt das Licht der Taschenlampe wie eine trübe Funzel erscheinen.

Schließlich kommen die Männer an eine Treppe, die in einen anderen Stollen mündet. Zwölf Stufen führen steil nach oben. Rößner zählt sie halblaut. Vor ihm verdichtet sich der Schein

der Lampe zu einem deutlichen Kreis. Eine dicke Holztür versperrt den Weg, Sie haben keine Zeit, sie einzudrücken.

»Handgranaten!« befiehlt der Feldwebel leise.

Fünf Handgranaten werden ihm gereicht; dann noch drei. Rößner bindet sie zusammen und legt sie an die Tür.

»Jetzt die Zündschnur.«

»Ein Gefreiter reicht sie ihm zu, die restlichen Soldaten ziehen sich bis zur Treppe zurück.

Rößner hört Stimmen hinter der Tür und glaubt das Abbrennen einer Zündschnur zu vernehmen. Er begreift augenblicklich, was vor sich geht. Die Franzosen wollen ihnen mit einer Sprengung zuvorkommen.

Der Feldwebel handelt blitzschnell,

»Verschwinde!« sagt er zu dem Mann, der neben ihm steht. Dann entsichert er eine Handgranate, rennt zurück – und wirft.

Er hat den halben Gang hinter sich, als die Explosion erfolgt. Beide Ladungen sind gleichzeitig hochgegangen der Knall lässt fast die Trommelfelle platzen.

Rößner wird mehrere Meter weit geschleudert und spürt einen heißen Schmerz im Rücken.

Seine Männer stürzen an ihm vorbei und drängen durch die gesprengte Tür.

Das Tackern eines Maschinengewehrs stoppt ihren Lauf. Ein zweites fällt ein und macht ein weiteres Vordringen unmöglich.

Zu dieser Stunde teilen sich Angreifer und Verteidiger den Kampfstand Z-5. Im Kern sitzen die belagerten Franzosen, im äußeren Teil und in den Zugängen die Deutschen.

Hauptmann Mangin ist es gelungen, den hartnäckigen Gegner noch einmal aufzuhalten.

*

In der französischen Heeresleitung herrscht völlige Unklarheit darüber, welche Ziele die deutsche Heeresgruppe C (1. Armee)

mit ihrem Angriff verfolgt.

Die Mehrzahl der hohen Militärs, darunter auch General Weygand und General Requin, neigt zu der Ansicht, der Kernpunkt der deutschen Südoffensive sei der Durchbruch der Maginot-Linie und der soeben angelaufene Angriff diene allein dem Zweck, eine »weiche Stelle« in der Befestigungsline zu finden.

Auf die Maginot-Linie setzen nicht nur die Militärs ihre ganze Hoffnung, auch die Zivilbevölkerung klammert sich daran. Für sie ist sie der Inbegriff der Verteidigung des Vaterlandes schlechthin.

Diese verzweifelte Konzentration resultiert wohl aus der Tatsache, daß der Feldzug im Norden Frankreichs bereits chaotische Ausmaße angenommen hat. Das belgische Fort Eben Emael ist gefallen, die Grenzbefestigungen sind durchbrochen, der Weg nach Lüttich freiekämpft. Deutsche Truppen stehen in Holland, Rotterdam ist in Gefahr und wird kaum gehalten werden können. Die holländische Königin ist nach England geflüchtet.

Die Moral der im Norden stehenden französischen Panzer- und Mot.-Divisionen ist schwer angeschlagen. Sie fragen sich, wofür sie kämpfen. Sie wissen, daß nicht Deutschland, sondern ihre eigene Regierung den Krieg erklärt hat.

Hinzu kommt noch, daß sich die Franzosen von ihren engsten Verbündeten, den Engländern, verraten fühlen. Die militärische Front der Alliierten droht auseinanderzubrechen, als das britische Expeditionskorps den Befehl erhält, sich möglichst kampflos aus Belgien und Nordfrankreich zurückzuziehen und im Notfall nach England zurückzukehren.

Wütend stellt General Weygand den neu gewählten britischen Premier, Winston Churchill, zur Rede und verlangt die Weiterführung des Kampfes gegen die Deutschen.

Churchill lehnt eine Luftwaffenunterstützung kaltblütig ab und erklärt, der Weg der britischen Jäger von England sei zu

weit, um einen effektiven Einsatz zu gewährleisten. Weygands Wunsch, die Jagdverbände nach Frankreich zu verlegen, ignoriert der britische Premierminister.

Ausgerechnet jener Mann, der einen Großteil dazu beigetragen hat, den französischen Kriegswillen zu entfachen und zu stärken, läßt nun die »grande nation« im Stich. Die Franzosen haben ihm das nie vergessen.

Hinzu kommt in diesen Tagen noch ein weiterer, in seinen Konsequenzen schwerwiegender Punkt: Die innen- und außenpolitische Lage Frankreichs. Da sind vor allem Frankreichs Kommunisten, die der augenblicklichen Regierung in den Rücken fallen und die Beendigung des Krieges fordern. Die französischen Generale und Minister sind für die KPF (Kommunistische Partei Frankreichs) »Kriegstreiber und Revanchisten«. Sie Wirft diesen Kreisen vor, unverantwortlicher Weise Hitlers Friedensangebote ausgeschlagen zu haben. Wörtlich schreibt die kommunistische Zeitung »Humanité«: »Die Kriegstreiber von London haben sich auf den bewaffneten Konflikt mit Deutschland gestürzt.« Oder an anderer Stelle: »Soldaten, macht so schnell wie möglich Schluß und beendet das Gemetz!« Die Poilus (Ausdruck für französische Landser) werden aufgefordert, mit den deutschen Soldaten zu fraternisieren. Und der Außenminister der UdSSR, Molotow, wünscht in einem Telegramm an den Reichsaußenminister von Ribbentrop den deutschen Truppen »einen vollen Erfolg«.

Am interessantesten ist aber ein Artikel Walter Ulrichs, dem nachmaligen Staatsratsvorsitzenden der DDR, wo er bereits am 9. Februar 1940 schreibt: »Die deutsche Regierung hat ihren Willen kundgetan, friedliche Beziehungen zur UdSSR zu unterhalten, während der englisch-französische Kriegstreiberblock den Krieg mit ihr wollte. Das sowjetische Volk und die deutschen Arbeiter sind daran interessiert, die Verwirklichung der britischen Pläne zu verhindern. Sie haben nur einen Wunsch: die schnelle Beendigung des Krieges. Sie

sind gegen eine Verlängerung.«

Unter dem Eindruck dieser starken europäischen Anti-Frankreich-England-Stimmung muß es nicht wundern, wenn die Moral der französischen Armee, die sich plötzlich ganz auf sich allein gestellt sieht, schweren Belastungen ausgesetzt ist. So gesehen ist es nur zu natürlich, wenn sich die französischen nationalen Kreise mehr und mehr auf die Bastion der Maginot-Linie besinnen und diese als das Herzstück ihres Widerstandes ansehen. Gewisse Kreise tragen sich sogar mit dem Gedanken, sich notfalls über das Mittelmeer zurückzuziehen, um von dort aus den Krieg weiterzuführen. Was diesen Plan letztlich vereitelte, war die Einsicht, daß in diesem Falle die Festungstruppen Rückzugsgefechte führen müßten, für die sie weder ausgebildet noch gegliedert waren, noch über genügend Fahrzeuge verfügten. So entschloß sich die oberste französische Heeresleitung für eine andere Lösung, nämlich die, die französische Armee in Anlehnung an das Nordende der Maginot-Linie bei Longwy in einer Linie, dem Verlauf der Aisne, Oise und Somme folgend, zur Verteidigung aufzustellen.

Damit ergibt sich, zumindest für die französische Seite, eine völlig neue Konstellation ihrer Verteidigungsstrategie: Die tiefgestaffelte Verteidigungsfront, in der Infanterie, gemischt mit Panzerabwehrgeschützen und Artillerie, an Ortschaften und Wälder angelehnt, in Nestern und Igeln ausharren soll. Zweck dieser Strategie ist ferner, die deutschen Panzer von der Infanterie zu trennen und damit den deutschen Vormarsch hinauszuzögern, wenn nicht gar zu stoppen.

General Weygand, als Chef des Stabes, erläßt denn auch einen entsprechenden Befehl, in dem es heißt: »Die Schlacht, von der das Schicksal des Landes abhängt, wird in den Stellungen geschlagen, die wir jetzt besetzt halten. Vom Armeeführer bis zum Zugführer muß jeder von der wilden Entschlossenheit beseelt sein, bis zum Tod zu kämpfen, wo er

steht. Geben die Führer ein Beispiel, werden auch die Truppen standhalten. Notfalls haben sie das Recht, den Gehorsam der Truppe zu erzwingen.«

Diese wilde, fanatische Entschlossenheit der obersten französischen Führung ist zweifellos Ausdruck tiefster Not und Verzweiflung. Dennoch verfehlt sie bei der Truppe, vor allem jener in und vor der Maginot-Linie, und auch bei vielen Truppenoffizieren und Kommandeuren nicht ihre Wirkung. Ehre, Vaterlandsliebe, Stolz, alle diese Mannestugenden werden wieder wachgerufen, um das Schreckliche zu verhindern: die Niederlage Frankreichs. Wie das in der Praxis ausgesehen hat, soll an einem Beispiel deutlich gemacht werden, das dokumentarisch verbürgt ist.

In der Nacht vom 12. zum 13. Mai ist es einem blutjungen Fähnrich aus der Verteidigungsgruppe Mangin gelungen, aus der Bunkeranlage im Gänsbacher Wald auszubrechen und sich zu den französischen Linien durchzuschlagen.

Völlig verdreckt und am Ende seiner Kräfte steht Pierre Neville jetzt vor General Arlabosse.

Der General, sichtlich stolz über das wagemutige Unternehmen, erlöst den Fähnrich aus seiner strammen Habachtstellung. »Haben Sie gegessen, getrunken? Hat man sich um Sie gekümmert?« fragt er väterlich wohlwollend.

»Jawohl, Herr General.«

»Bon. Das war eine großartige Leistung, Fähnrich Neville. Dafür werde ich Sie vor der ganzen Division auszeichnen.«

»Gehorsamsten Dank, Herr General.«

»Und nun berichten Sie. Ich will die ungeschminkte Wahrheit wissen.«

Der Fähnrich kommt der Aufforderung nach. Die Erlebnisse der letzten Stunden sprudeln nur so aus ihm hervor. Er berichtet von der Verzweiflung der Männer im Bunkerwerk, von dem deutschen Artilleriebombardement, das Kasematten

und Gänge zum Einsturz gebracht hat. Er spricht über die unsagbaren Leiden der Verwundeten, die ohne ärztliche Hilfe sind, weil der Bataillonsarzt gleich beim ersten deutschen Beschuß gefallen ist.

Der General hört ihm zu, ohne ihn zu unterbrechen. Er denkt daran, wie es ihm selbst als neunzehnjährigem Offizier 1916 vor Verdun ergangen ist. Drei Wochen war er in einem Fort eingeschlossen gewesen und noch heute glaubt er den Geruch von Blut, Eiter, Pulverrauch und Verwesung wahrzunehmen.

Als Fähnrich Neville seinen Bericht beendet hat, herrscht für einige Minuten tiefes Schweigen im Raum.

Der Blick des Generals ist auf den Kartentisch gerichtet. Rote und blaue Kreise kennzeichnen die Bunker, die bereits verloren sind oder noch verteidigt werden. Schwarz markiert sind die Stellen, an denen sich kein französischer Soldat mehr befindet.

Die grauen, kühlen Augen lösen sich von dem Plan. Arlabosse wendet sich an den Fähnrich. »Ich schätze, Sie wissen, wie wichtig es ist, das selbst eingeschlossene Kampfstände ihre Stellung halten!«

»Jawohl, Herr General, sie sollen die feindlichen Kräfte binden.«

»Richtig. Morgen werden wir mehrere Gegenangriffe starten – auch im Gängsbacher Wald, um Mangin zu entsetzen ...«

In Nevilles Augen leuchtet es auf. »Das werden die Männer Herrn General nie vergessen«, sagt er bewegt.

»Voraussetzung dazu ist allerdings, daß Z-5 bis dahin Widerstand leistet. Nur dann kann unser Überraschungsangriff gelingen«, sagt Arlabosse ernst. Dann fährt er fort: »Seit einer Stunde gibt es zu Hauptmann Mangin keine Telefonverbindung mehr. Wir müssen ihn aber über unsere Absichten verständigen. Dabei dachte ich an Sie, Fähnrich.«

Neville starrt den General bestürzt an.

»Hätten Sie den Mut, zu Z-5 zurückzukehren?« fragt der

Kommandeur der »Division de fer«.

»Zurückkehren?«

»Ich weiß, das ist ein ungeheuerliches Verlangen«, murmelt Arlabosse, aber Sie kennen den Weg. Kein anderer käme durch. Würden Sie das Wagnis auf sich nehmen?«

In Nevilles Innerem bäumt sich alles auf. Gerade ist er dem Ort des Grauens entronnen, da soll er wieder in die Hölle zurück? Nein, unmöglich – das kann und will er nicht.

Als er den Blick des Generals auf sich gerichtet sieht, bricht jede Auflehnung in ihm zusammen. Er wird seine Pflicht dem Vaterland gegenüber tun, wie es seine Offiziersehre erfordert.

»Ich gehe, Herr General«, sagt Neville mit fester Stimme.

Das kantige Gesicht des Kommandeurs entspannt sich. Ein flüchtiges Lächeln zuckt um seine Lippen, dann sagt er nüchtern und förmlich: »Ich danke Ihnen, Leutnant Neville. Das Offizierspatent händige ich Ihnen aus, sobald wir Z-5 zurückerobert haben.« Er drückt Neville kurz die Hand.

»Gott beschütze Sie!«

Wie betäubt verläßt der soeben zum Leutnant ernannte junge Offizier das Divisionshauptquartier.

Der Ordonnanzoffizier, der Pierre Neville zum Gefechtsstand der Aufklärungsabteilung führt, ist ein etwa dreißigjähriger Hauptmann der Reserve. Er hat das Gefühl, daß der Leutnant seinen Mut überschätzt. Deshalb sagt er: »Wenn ich Ihnen einen kameradschaftlichen Rat geben darf, riskieren Sie nicht zu viel. Es wäre schade um Sie.«

Beim Kommandeur der Aufklärungsabteilung erhält der junge Leutnant Instruktionen für Hauptmann Mangin. Der Text lautet kurz und bündig: »Aushalten bis morgen früh zehn Uhr. Wir unternehmen einen Gegenstoß.« Angefügt sind taktische Angaben und Verhaltensregeln.

Als Neville sich bei dem Major abmelden will, sagte dieser: »Noch einen Moment, Kamerad.« Er holt aus seinem Offizierskoffer die Leutnantsembleme heraus.

»Es sind meine eigenen«, sagt er und lächelt etwas wehmütig. »Tragen Sie sie in Ehren, Neville. Ich schenke sie Ihnen. Auf ein baldiges Wiedersehen.«

Neville ist zu bewegt, um Worte zu finden. Er salutiert und stürmt aus dem Gefechtsstand.

Es ist genau 21 Uhr, als er sich der eigenen Vorpostenkette nähert. Die deutsche Artillerie schießt Sperrfeuer. Sämtliche wichtigen Straßengabelungen, Hohlwege und beherrschenden Punkte liegen unter zeitweiligem Beschuß.

Da Leutnant Neville keine Karte hat, ist er gezwungen, nach dem Kompaß zu marschieren. Glücklicherweise besitzt er ein ausgezeichnetes Orientierungsvermögen. Er findet sich mühelos zurecht.

Sobald er die Gefechtsvorposten passiert hat, gerät Neville in ein Gelände, in dem noch vor wenigen Stunden erbitterte Kämpfe getobt haben. Überall liegen tote Soldaten. Am liebsten möchte er umkehren.

Angst schüttelt ihn plötzlich, Zweifel über die Notwendigkeit seines Auftrages überfallen ihn. Sekunden später hat sich der Leutnant wieder in der Gewalt. Seine soldatische Ehre steht auf dem Spiel. Er muß beweisen, zu welchen Leistungen ein Angehöriger der »Division de fer« fähig ist. Vorsichtig geht er weiter.

Als er endlich die Stelle erreicht, an der er schon einmal durch die deutsche Postenkette geschlüpft ist, verläßt ihn noch einmal der Mut.

Ängstlich, einem gehetzten Tier gleich, kauert er in einem Granattrichter und lauscht. Jeden Augenblick kann der Feind vor ihm auftauchen, der Strahl einer Taschenlampe ihn entlarven.

Leuchtraketen steigen in den Himmel. In ihrem Licht erkennt er die Bunkerkuppeln von Z-5. Sie sind zum Greifen nahe – keine 60 Meter entfernt. Vom Gegner ist nirgendwo etwas zu entdecken. Offenbar hat er sich bei Einbruch der

Dunkelheit weiter zurückgezogen.

Pierre Neville verläßt sein Deckungloch, schleicht weiter, jeden Busch, jede Bodenwelle ausnutzend.

Es dauert geraume Zeit, bis er den geheimen Einstieg in die Bunkeranlage findet, der ziemlich zerstört ist. Der Koloß wirkt wie ein riesiges, stummes Grab.

Wenn die Kameraden nun alle tot sind, schießt es Leutnant Neville durch den Kopf. Erstickt oder von Flammenwerfern getötet! Seine Einsamkeit wird ihm plötzlich bewußt.

Wieder zischt eine deutsche Rakete zum Nachthimmel auf. Automatisch wirft Neville sich zu Boden. Gespenstische Stille ist um ihn.

Minuten später klettert der junge Franzose über eine eiserne Steigleiter auf den Pak-Bunker der Kampfanlage. In einem bestimmten Rhythmus klopft er mit dem Pistolenknauf gegen die obere gepanzerte Abdeckplatte.

»Parole?« fragt eine dumpfe Stimme aus dem Innern des Bunkers.

Neville schreit sie heraus, erschrickt vor seiner eigenen Stimme.

Eine Klappe wird geöffnet – der Leutnant kriecht hindurch. Mit einem dumpfen Laut fällt sie hinter ihm zu. Er ist ins Totenreich zurückgekehrt.

Wenig später steht er Hauptmann Mangin gegenüber.

Fassungslos blickt Hauptmann Mangin auf den jungen Mann, dann schließt er Neville spontan in die Arme. Über sein bärtiges, bleiches Gesicht rollen Tränen der Freude.

»Wie haben Sie das nur geschafft«, sagt er mit erregter Stimme. »Sie Teufelskerl! Ich hätte nie geglaubt, Sie jemals wiederzusehen.«

Neville unterdrückt seine Rührung, schaut sich im Bunkerraum um. Die Gesichter der Kameraden sind auf ihn gerichtet, in ihren Augen glimmt ein winziger Hoffnungsfunk auf. Wird er ihnen sagen, daß der Kampf zu Ende ist?

Leutnant Nevilles Kehle ist wie zugeschnürt. Als er den Dreck um sich herum sieht, den Gestank wahrnimmt, in dem die Männer vegetieren müssen, wird ihm bewußt, wie qualvoll dieses Ausharren ist.

Er schluckt ein paarmal, dann beginnt er möglichst ruhig und gelassen zu sprechen, als sei das, was er ihnen zu sagen hat, völlig normal.

Enttäuschung spiegelt sich in den grauen, schmutzstarrenden Gesichtern wider, bei einigen Männern auch Zorn.

»Halten bis zum Gegenstoß«, sagt Hauptmann Mangin in die Stille hinein. Er hebt den Kopf und fragt Neville.

»Ist das ein Befehl?«

»Ich glaube, eher eine Bitte, Herr Hauptmann«, antwortet der Leutnant.

Mangin nagt an seiner Unterlippe. »Wenn General Arlabosse um etwas bittet, kommt das einem Befehl gleich. Gegenangriff also. Mit wieviel Kompanien?«

»Soviel mir bekannt ist, Herr Hauptmann, mit drei.«

»Drei Kompanien«, wiederholt Mangin mit verkniffenem Gesicht. »Inzwischen haben die Deutschen vier Kompanien um unsere Bunkeranlage zusammengezogen. Außerdem Pioniere, Flammenwerfertrupps und Panzerabwehrkanonen. «

Neville ist bestürzt. »Das weiß der General nicht.«

Mangin macht eine wegwerfende Gebärde. »In welchem Elfenbeinturm leben diese Herren eigentlich?« stößt er zornig hervor. »Wissen Sie, was hier vonnöten wäre? Eine Stunde lang Artilleriefeuer mit größten Kalibern. Nur das könnte die Boches^{*} vertreiben. Das hieße allerdings auch, daß wir alle draufgehen würden.«

Die Gesichter der Männer wirken jetzt noch fahler als vorher. In diesem Augenblick wird Neville klar, daß er dazu verurteilt ist, das Schicksal seiner Kameraden zu teilen, was auch geschehen mag. Die Erkenntnis trifft ihn wie ein

* Schimpfname für die Deutschen.

Keulenschlag.

»Was haben Sie vor, Herr Hauptmann?« fragt er Mangin mit leiser Stimme.

»Wir werden tun, was wir können«, antwortet der Kommandant von Z-5, während sein Gehör den erneuten Beschuß durch schwere deutsche Artillerie registriert.

Den Willen zum Durchhalten haben sicherlich viele Franzosen gehabt. Es hat aber auch bei der »Grande Nation« Soldaten gegeben, die es sinnlos fanden, gegen einen übermächtigen Feind zu kämpfen und ihr Leben für ein Sache einzusetzen, deren Ausgang mehr als fraglich war.

Sie hatten den Glauben an einen möglichen Sieg verloren und nicht mehr den Mut, bis zum bitteren Ende auszuhalten und zu sterben.

Vor allem die Deutsch-Lothringer verspürten absolut kein Verlangen danach, am großen Zusammenprall zweier Weltmächte teilzunehmen. Sie waren zwar französische Staatsbürger, aber sie haßten die Menschen jenseits der Grenze nicht. Viele ihrer Verwandten lebten noch im Reichsgebiet, die Nabelschnur zu einer jahrhundertealten Vergangenheit war noch nicht durchschnitten.

In der Nacht des 12. Mai 1940 treffen sich vier französische Soldaten in einem leerstehenden Bauernhaus. Es sind Lothringer.

Einer von ihnen ist Stabsschreiber beim 3. Bataillon/IR 170. Louis Graveur, Vater von sieben Kindern, vierzig Jahre alt, mustert die jungen Männer, von denen zwei aus seinem Heimatdorf stammen.

»Ihr seid also entschlossen, mitzumachen?« wendet sich der schwarzäugige Graveur an seine Kameraden.

Sie nicken stumm, blicken zu Boden. Man sieht ihnen an, daß sie Angst haben.

Einer sagt schließlich: »Wenn sie uns schnappen, erschießen

sie uns als Deserteure!«

»Zweifellos«, antwortet Graveur. »Aber eine Kugel kannst du dir auch woanders einhandeln. Morgen schon, wenn die Deutschen wieder angreifen. Ich weiß, es steht sehr schlecht. Hier ...«, er holt aus seiner Hosentasche einen Fetzen Papier hervor und hält ihn gegen das Kerzenlicht.

»Aufruf des Oberbefehlshabers der 4. französischen Armee, General Requin. Er traf vor zwei Stunden beim Regiment ein. Ich habe ihn abgeschrieben.«

»Lies vor!« fordert einer der Männer.

»Soldaten der 4. Armee!« beginnt Graveur, während seine Augen die wichtigsten Punkte des Aufrufs suchen. »... solange der Feind den geheiligten Boden unseres Vaterlandes verwüstet, gibt es keinen Frieden für die Welt. Das Ungetüm des deutschen Militarismus wird sich damit nicht zufriedengeben. Deshalb werdet Ihr Euch auf neue Kämpfe vorbereiten. Jeder Deutsche, der in Euren Schützengräben oder eine Vorpostenstellung eindringt, wird gefangen genommen oder getötet. Es lebe die Nation! Gez. Requin, Oberbefehlshaber der 4. Armee.«

»Hört sich ja ziemlich markig an«, murmelt einer.

»Immer dann, wenn es an Waffen fehlt, wird die Infanterie mit Durchhalteparolen gefüttert«, murrt ein anderer.

»Was hocken wir noch hier herum?« fragt der blonde Hüne, der auf dem Boden sitzt. »Mir ist es egal, ob sie uns schnappen oder nicht. Was haben wir denn zu verlieren?«

Noch einige Augenblicke des Zögerns, des Abwägens, dann haben sich alle für die Desertion entschieden.

Graveur hat gut vorgesorgt. Er zieht »echte Marschpapiere« aus seiner Brusttasche. Sie berechtigen die vier Männer, zum I. Bataillon, dem Stützpunkt des Leutnants Robichon, zu gehen. Selbstverständlich sind die Unterschriften gefälscht, aber wer kennt schon den richtigen Namenszug eines Bataillonskommandeurs. Wichtig allein ist der Dienststempel.

Bald stapfen die vier Männer die Straße Roßbrücken-Morsbach entlang. Die Gewehre baumeln ihnen über der Brust. Im Augenblick ist die Front ruhig, desto lauter können sie ihren eigenen Herzschlag hören, der unregelmäßig und angstvoll klingt.

Nach etwa zwei Kilometern kommt ihnen ein Karren entgegen, der von einem mageren Gaul gezogen wird. Auf dem schmalen Kutschbock sitzt ein älterer Landsturmmann.

»Von dem droht keine Gefahr«, flüstert Graveur seinen Kameraden zu. »Laßt mich nur machen.«

Der Mann hält. »He, wohin wollt ihr denn – mitten in der Nacht?« erkundigt er sich neugierig.

»Zum 1. Bataillon, Alter«, antwortet Graveur. Dann deutet er auf den mit einer Plane verdeckten Karren. »Was hast du denn geladen? Wir könnten was zum Füttern gebrauchen, paar Zigaretten oder Schnaps ...«

»Du hast eine blühende Phantasie, Kamerad. Es ist eine Fuhré toter Soldaten – sie haben sie mir in Morsbach aufgehalst. Soll sie zur Bestattung nach hinten bringen. Die unsern hat's ganz schön erwischt.«

Louis Graveur ist mißtrauisch. Er geht um den Wagen herum und lüftet die Plane ein wenig.

»Verdammmt«, sagt er und schluckt trocken.

»Ja, angenehm ist dieser Posten nicht«, sagt der Mann mit schief geneigtem Kopf, »aber immer noch besser, als vorn in der Scheiße zu liegen. Die da hinten sind friedlich. Boches sind auch dabei – ganz junge Kerle. Übrigens, gleich an der nächsten Straßenkreuzung steht Militärpolizei. Haben verdammt zittrige Finger, die Burschen. Meldet euch frühzeitig, sonst knallen sie euch versehentlich ab.«

»Danke für den Rat«, sagt Graveur äußerlich ruhig, obwohl er Manschetten hat. Wenn zufällig ein Offizier dabei ist, der die Unterschrift des Bataillonskommandeurs kennt, ist Feierabend mit dem Ausflug zu den Deutschen.

»Hü!« ruft der Landsturmann und karrt seine schauerliche Last weiter.

Wenig später erreichen sie den Straßenposten.

»Halt! Wer da? Parole!«

Eine Taschenlampe blitzt kurz auf.

Louis Graveur nennt das Kennwort.

»Herkommen!« befiehlt die gleiche Stimme.

Jetzt sieht Graveur zwei Gefreite und einen Caporal vor sich.

»Wohin?« fragt der Patrouillenführer barsch.

Der Stabsschreiber gibt Auskunft.

»Die Marschpapiere!« fordert der Mann. Im Schein der Taschenlampe kontrolliert er sie genau.

»In Ordnung. Verlaßt hier die Straße und haltet euch rechts. Weiter vorn wird sie von den Deutschen mit Granatwerferfeuer eingedeckt.«

»Danke gehorsamst.« Graveur grinst erleichtert. »Hoffentlich versohlen wir den Boches bald so den Arsch, daß ihnen die Lust am Kriegführen vergeht.«

»Darauf könnt ihr Gift nehmen!« erwidert der Caporal.

Die vier Männer setzen ihren Weg fort. Sie sind noch keine zwanzig Schritte entfernt, da läßt ein Schrei sie zusammenfahren.

»He, ihr da!« brüllt der Caporal, »kommt noch mal zurück!«

Graveurs Kameraden, die sich schon in Sicherheit geglaubt hatten, verlieren plötzlich die Nerven und rennen kopflos davon, werfen ihre Gewehre weg.

»Seid ihr verrückt geworden?« ruft ihnen Graveur nach.
»Bleibt stehen!«

Diese Idioten, diese gottverdammten, hirnlosen Kerle, denkt er. Nun bleibt ihm nichts weiter übrig, als sein Heil ebenfalls in der Flucht zu suchen.

Um die Militärpolizisten irrezuführen, rennt er in entgegengesetzter Richtung davon, stürzt einen Wiesenhang hinunter. Hinter sich hört er mehrere Schüsse peitschen.

Gellende Schreie zerreißen die Nacht, dann wird es totenstill. Erst, als er keinen Atem mehr hat, lässt Louis Graveur sich keuchend zu Boden fallen. Der Gedanke an das Schicksal seiner Kameraden lässt ihn seine Lage nüchtern überdenken. Sie werden den ganzen Geländestreifen durchsuchen und die Vorposten verständigen. Man wird ihn jagen wie einen tollwütigen Hund.

Im Augenblick höchster Verzweiflung kommt ihm die deutsche Artillerie zu Hilfe. Sie schießt plötzlich Störfeuer auf den gesamten Regimentsabschnitt.

Graveur setzt alles auf eine Karte. Zu verlieren hat er nichts mehr – krepieren wird er so oder so: Er rennt mitten in das Feuer hinein. Um ihn herum prasseln Granateinschläge, heulen Splitter. Irgendwo stolpert er über ein Stacheldrahthindernis, das ihm eine tiefe, stark blutende Wunde am rechten Fuß reißt. Er achtet nicht darauf, Nur fort! Weg aus dieser Hölle ...

Louis Graveur torkelt einen Hang hinauf. Oben stehen deutsche Soldaten, die ihn mit ihren Waffen im Anschlag empfangen.

»Nicht schießen!« brüllt Graveur mit letzter Kraft.

»Hände hochnehmen und herkommen!« befiehlt einer der Männer.

Mit zitterigen Knien, mehr tot als lebendig, geht Louis Graveur auf sie zu.

Eine halbe Stunde später wird der Überläufer Hauptmann Dr. Lüpke, dem Kommandeur des II./IR 479, vorgeführt, der ihn nach Namen, Dienstgrad und Truppenteil fragt. Mehr will der deutsche Bataillonskommandeur gar nicht wissen.

Wozu auch? In dieser Nacht sind im Abschnitt des XII. deutschen AK mehr als dreihundert Franzosen übergelaufen, meist Männer deutschstämmiger Abkunft. An Feindaussagen mangelt es also nicht.

Louis Graveur wird ärztlich behandelt, verpflegt und in die Gefangenschaft abgeschoben. Für ihn ist der Krieg zu Ende. Er

kommt in die Nähe von Fürth, wo er noch heute mit seiner Familie als selbständiger Elektromeister lebt.

Nach seiner Meinung zur damaligen Desertion gefragt, antwortete Louis Graveur: »Ich bin gewiß nicht aus Angst desertiert, aber ich sah keinen Sinn in diesem Krieg und wollte auch nicht auf Deutsche schießen. Wer mich dafür verurteilen will, der tue es.«

Als makabrer Nachtrag sei noch zu vermerken: Es hatte für die drei Kameraden Graveurs in jener Nacht keine Veranlassung bestanden, zu fliehen. Der Militärpolizist wollte den vier Soldaten nur sagen, daß das Bataillon zu dem sie wollten, inzwischen vier Kilometer nach Südwesten verlegt hatte.

Louis Graveur hat dies bei einem deutsch-französischen Kriegertreffen in den Vogesen erfahren.

*

Für den 13.5. rechnet Major von Arnim mit stärkeren feindlichen Gegenangriffen, deren mögliche Schwerpunkte Morsbach, der Gänsbacher Wald und die Reinsinger Hütte sein könnten.

Als der Morgen graut, ist das Gelände in dichten Nebel gehüllt. Drüben beim Feind röhrt sich nichts.

Es wird acht, es wird neun Uhr. »Keinerlei Feindtätigkeit«, melden die vorgeschobenen Gefechtsposten.

Um 9.30 Uhr setzt dann das eigene Artilleriefeuer ein. Bis zwölf Uhr rauschen die Granaten fast ohne Unterbrechung zum Gegner hinüber. Der Zweck dieses Täuschungsschießens ist es, den Franzosen vorzuspiegeln, die deutsche Offensive gegen die Maginot-Linie werde auch am 13. Mai fortgesetzt.

Es ist nicht bekannt, ob die Kommandeure der 11., 82. und 47. französischen Infanteriedivision auf dieses Manöver hereingefallen sind. Dennoch reagieren sie insofern prompt, als

ihre leichte und schwere Artillerie zurückschießt. Dabei streuen die feindlichen Batterien nicht nur das von den Deutschen eroberte Gelände ab, sie nehmen auch vermutliche Bereitstellungsräume unter Beschuß.

Die gegenseitige Kanonade bringt allerdings kaum etwas ein. Für die wenigen noch kampffähigen französischen Bunkerstützpunkte müssen diese Vormittagsstunden jedoch eine wahre Tortür gewesen sein. Die Verteidiger rechneten damit, entsetzt zu werden. Als der Mittag vorbei ist und noch immer keine Anzeichen eigener Gegenangriffe zu erkennen sind, breiten sich Verzweiflung und Mutlosigkeit unter den Männern aus.

Auch im Betonkampfstand am Nordwestausgang von Morsbach herrscht gedrückte Stimmung. Die sich bis dahin tapfer zur Wehr setzende Besatzung bedrängt ihren Kommandanten, Oberleutnant Bergier, etwas zu unternehmen. Sergeant Jean Curtis, Bergiers Stellvertreter, schlägt einen überraschenden Ausbruch vor. »Mehr als zusammenschießen können sie uns nicht«, sagt er.

Er schaut reihum in die pulvergeschwärzten Gesichter seiner Kameraden. »Oder ist jemand der Ansicht, wir sollten kapitulieren?«

Die Männer schweigen, senken den Blick, aber niemand stimmt seinem Vorschlag zu.

Oberleutnant Bergier, der absichtlich dem Sergeant das Wort überlassen hat, trifft schließlich die Entscheidung: »Wir warten noch eine Stunde. Wenn bis dahin nichts geschieht, schicken wir einen Parlamentär nach draußen.«

Doch dazu kommt es nicht. Plötzlich erschüttern mächtige Explosionen den Bunker. Die Wände wanken, Dreck, Kies und Mörtel fallen von der Bunkerdecke.

»Sprengungen!« brüllt jemand. »Sie sprengen unseren Bunker in die Luft!«

Bergier schaut in kalkweiße Gesichter. Todesangst spiegelt

sich darin, Entsetzen, und die stumme Anklage: »Wie lange willst du uns noch dieser Hölle aussetzen? Mach endlich Schluß!«

Bergier, zweifellos ein tapferer Offizier, zieht Curtis das Seitengewehr aus dem Koppel. Er bindet sein schmutziggraues Taschentuch daran.

»Sargent Curtis, öffnen Sie den Notausstieg!«

Curtis nickt. Langsam klettert er die Eisenleiter zur Bunkerkuppel hinauf. Der Oberleutnant folgt ihm.

Als Curtis die Verriegelung entfernt und die Eisenklappe geöffnet hat, streckt Bergier zuerst das Seitengewehr durch die Bunkeröffnung, dann schiebt er den Oberkörper hoch.

Leutnant Moßmüller von der 12. Kompanie, der mit der Sprengung beauftragt worden ist, kann gerade noch den Gefreiten Stüwe daran hindern, auf den französischen Oberleutnant zu schießen.

»Sehen Sie denn nicht, daß der Mann mit einem weißen Fetzen winkt«, brüllt er den Gefreiten an.

»Wenn sie das gestern getan hätten, würden jetzt noch vier Kameraden leben«, antwortet der Mann erbittert.

So wie er denken noch viele andere. Zehn Stunden lang hat ihnen dieser Kampfstand das Leben schwergemacht. Haß und Wut haben sich in ihre Herzen eingenistet. Die Gräber der Toten sind noch frisch. Das vergißt man nicht so schnell.

Die Übergabe des Bunkers geht nach dem üblichen militärischen Zeremoniell vor sich. Das letzte Häuflein der Verteidiger steht in Reih und Glied. Die Gesichter der Franzosen sind ausdruckslos, ihre Blicke gehen irgendwo in die Weite.

»Ich kapituliere«, meldet Oberleutnant Bergier in gebrochenem Deutsch. Gleichzeitig schnallt er sein Koppel mit der Pistole ab und reicht es Leutnant Moßmüller.

Im Bunkerwerk Z-5 hat die Stimmung der vierzig

Überlebenden einen absoluten Tiefstand erreicht. Die Nervosität wächst von Minute zu Minute. Und auch die Qual. Das Wasser ist längst ausgegangen, der Verpflegungsbunker beim letzten deutschen Artilleriebeschuß zerstört worden. Keine Brotkrume konnte gerettet werden.

In der Kasematte 35 aber lauert noch immer der Gegner.

Vor einer Stunde hat Hauptmann Mangin einen Ausfall versucht. Fünfundzwanzig Handgranaten haben sie in den Kasemattengang geworfen, um sich freie Bahn zu verschaffen. Dann sind sie losgestürmt mitten in die MPi-Garben der Deutschen hinein. Nun liegen sieben Schwerverwundete in einer leeren Munitionskammer, und niemand kann ihnen helfen.

Das vorhandene Verbandsmaterial ist längst aufgebraucht.

Um 16.15 Uhr zieht Hauptmann Mangin Leutnant Neville in eine Ecke der Bunkeranlage, wo sie niemand hören kann. Sein Gesicht ist finster, verkniffen.

»Neville«, sagt er dumpf, »ich glaube nicht mehr an einen Angriff der Unseren. Man hat uns getäuscht. Der General hat nie daran gedacht, uns zu entsetzen. Für ihn waren wir nur Mittel zum Zweck.«

»Das kann ich nicht glauben«, widerspricht der frischgebackene Leutnant heftig. Aber er weiß selbst, wie wenig überzeugend seine Verteidigung ist.

Hauptmann Mangin tippt ihm auf die Leutnantsabzeichen.

»Es wäre klüger gewesen, darauf zu verzichten«, sagt er sarkastisch. »Es spielt auf einem Grabkreuz keine Rolle, ob da ›Leutnant‹ oder ›Fähnrich‹ steht. Gott steh mir bei, Neville, ich verliere allmählich den Glauben an die Ehrlichkeit.«

Neville fährt sich mit der schmutzigen Hand über die schweißnasse Stirn. »Wie lautet Ihre Entscheidung, Herr Hauptmann?«

Mangin blickt auf seine Armbanduhr. »Wir warten noch bis 17 Uhr. Dann brechen wir aus. Über den seitlichen MG-Stand.

Die Bunkeranlage jagen wir in die Luft.«

»In fünfunddreißig Minuten also, Herr Hauptmann?«

»Ja. Bereiten Sie alles vor. Die Verwundeten schaffen wir zum Pak-Stand. Markieren Sie die Stelle auffällig durch eine weiße Fahne. Irgendeinen Fetzen Tuch werden Sie schon noch auf treiben.«

*

Um 16.35 Uhr nimmt auch Oberleutnant Terhoven die Zeit. Es ist seine Kompanie, die die Stellungen am Gänsbacher Wald halten und die noch gefechtsfähigen Anlagen erledigen soll.

Pünktlich um 16.40 Uhr wird er einen Stoßtrupp losschicken Und eine »begrenzte Gefechtsaufklärung« durchführen lassen, wie es in dem Regimentsbefehl heißt.

Ein Feldwebel und zwölf Mann stehen für das Unternehmen bereit. Es gilt, einen Bachgrund 400 Meter westlich des Gänsbacher Waldes aufzuklären, der wegen dichten Bewuchses nicht eingesehen werden kann.

»Achtung! Noch eine Minute!« wendet sich der Oberleutnant an den Stoßtruppführer. »Noch dreißig Sekunden ...«

Da hört er Feldwebel Knaus, seinen Kompanietruppführer, mit sich überschlagender Stimme schreien: »Herr Oberleutnant, die Franzosen! Sie sind schon da!«

Terhoven steigt auf eine Munitionskiste und späht über den Grabenrand. Tatsächlich, sie greifen an, und genau aus der Richtung, die das Regiment vermutet hatte.

»Alle MG Feuer frei!«

Die Maschinengewehre schießen, was die Läufe hergeben. Auch die MG der Nachbarkompanie hämmern aus der Flanke in die französischen Angriffswellen, die geduckt heranhasten, sich zu Boden werfen, wieder aufspringen.

»Meldung ans Bataillon: Erwarteter feindlicher Gegenangriff

auf Stellungen Gänsbacher Wald im Laufen«, brüllt Oberleutnant Terhoven einem seiner Melder zu.

»Los, Mann, geben Sie's telefonisch durch!«

Es sind mindestens zwei Kompanien Infanterie, die angreifen. Aber dahinter – Terhoven kann es zuerst nicht glauben – rollen Spähwagen an. Eckige Kästen mit hohen Aufbauten und einer 4-cm-Kahone im Schrägturm.

Die vier Panzerspähwagen, zweifellos als moralische Unterstützung für die vorgehende Infanterie gedacht, schießen Punktfeuer auf die deutschen MG-Stellungen.

Die eigentliche Überraschung kommt aber noch: Der Feind schießt Vernichtungsfeuer auf die deutschen Stellungen entlang des Gänsbacher Waldes. Fünf Minuten lang hämmern die Granaten auf die Kompanie des Oberleutnant Terhoven herab.

Als die französische Artillerie das Feuer einstellt, sind die gegnerischen Angriffsreihen bis auf zweihundertfünfzig Meter herangekommen.

Oberleutnant Terhoven schüttelt den Dreck aus der Uniform, dann schaut er um sich. »Verwundete?« ruft er nach links und rechts. »Noch keine Meldungen«, antwortet sein Kompanietruppführer. Da schrillt das Feldtelefon. Der Bataillonskommandeur ist dran. »Terhoven, der Angriff muß vor der Minensperre gestoppt werden«, krächzt seine Stimme aus dem Hörer. »Haben Sie mich verstanden: Angriff vor der Minensperre stoppen. Ende!«

Mist verfluchter! denkt Terhoven. Minensperre! Ist sie überhaupt noch vorhanden?

Einen Fluch stößt auch der Gefreite Koller aus, der eine Ladehemmung beseitigen muß. Ausgerechnet jetzt macht die verdammte Spritze Schwierigkeiten! Doch dann schießt das MG wieder. Koller hält mitten in eine Gruppe Franzosen hinein.

»Nicht rankommen lassen, Koller!« hört der Gefreite seinen Zugführer, Feldwebel Zschintsch, brüllen.

Aber da hat die Waffe erneut Ladehemmung.

Koller platzt beinahe vor Wut. Er reißt den Spannhebel zurück, klappt das Schloß auf. – Hülsenreißer! Ausgerechnet jetzt!

Der Lauf ist noch glühend heiß. Koller verbrennt sich die Finger, flucht bestialisch. Dann ruft er zum Feldwebel hinüber: »MG ausgefallen, Hülsenreißer!«

»Verdammter, dann bringen Sie das Ding in Ordnung!« schreit Zschintsch zurück.

Die Franzosen haben inzwischen eine flache Senke erreicht und sind im Moment aus der Feuerlinie heraus. Aber gleich werden sie wieder zum Vorschein kommen und im Zickzacklauf die letzten Meter bis zum Minenriegel zurücklegen. Es müßte schon mit dem Teufel zugehen, wenn sie nicht ein Loch in der Minensperre finden würden.

Im Augenblick höchster Gefahr greift überraschend ein Maschinengewehr vom Nachbarabschnitt ein. Der MG-Schütze hat eine äußerst heikle Geländestelle in Kauf genommen, um seinen Kameraden zu helfen und mit seinem Flankenfeuer bei den Angreifern Verwirrung zu stiften.

Jetzt verstärken auch die französischen Panzerspähwagen das Feuer. Die Burschen hinter der 4-cm-Kanone zielen verdammt gut. Zwei von Oberleutnant Terhovens MG-Schützen haben sie bereits zum Stellungswchsel gezwungen.

Lange wird sich der kaltblütige Schütze nicht halten können, denkt Oberleutnant Terhoven, als es auch schon passiert.

Die Franzosen knallen mit leichten Granatwerfern auf das MG und versuchen, es außer Gefecht zu setzen.

Zwei, drei, vier Einschläge zählt der Oberleutnant.

»Mann, hat der Nerven«, sagt ein Landser, als er sieht, daß der MG-Schütze seelenruhig weiterschießt.

Rums! Rums!

Für Sekunden verschwindet der MG-Schütze mit seiner Waffe im Rauch der explodierenden Werfergeschosse. Doch

aus dem Qualm züngeln noch immer die Mündungsblitze heraus.

Ein weiterer Werfer wird eingesetzt. Es donnert, kracht und heult um das Maschinengewehr herum. Dann schweigt es ganz plötzlich.

»Jetzt haben sie ihn erwischt!« entfährt es Oberleutnant Terhoven. Ihm wird himmelangst, denn nun wird es für die Franzosen ein leichtes sein, die wenigen Meter bis zur Minensperre zurückzulegen.

Sie kommen in breiter Schützenkette, laufen so tief geduckt, daß man nur ihre gekrümmten Rücken sieht, auf denen das Sturmgepäck auf und nieder hüpfte.

Terhoven sieht sofort, daß es sich um routinierte Burschen handelt – vielleicht Afrikaner oder Fremdenlegionäre. Diese Männer stürmen nicht zum erstenmal eine feindliche Stellung. Sie machen nur kurze Sprünge und werfen sich zwischendurch in die zwar flachen, aber dennoch Deckung bietenden Granattrichter, die zu Dutzenden das Gelände übersäen. Dann lassen sie sich einige Meter abrollen, schnellen katzengewandt wieder vom Boden hoch und rennen weiter.

Oberleutnant Terhoven ist sich darüber klar, daß es unter diesen Männern sicherlich einige kühne Burschen geben wird, die eine Lücke im Minenfeld entdecken und ihre Chance zu nutzen wissen werden.

Der ungestüme Angriff auf die deutschen Stellungen im Gängbacher Wald deutet darauf hin, daß General Arlabosse mit dem Generalangriff auf die Maginot-Linie rechnet. Deshalb versucht er, den Gegner mit Störmanövern zu beunruhigen und ihm harte Schläge zu versetzen, wo immer das möglich ist.

Für Generalleutnant Wollmann kommt der erhöhte Druck der Franzosen nicht unerwartet. Er fürchtet sogar noch eine Verstärkung der feindlichen Gegenangriffe und zieht an den besonders gefährdeten Geländepunkten noch mehr Artillerie

zusammen.

Daß es sich bei dem Gefecht der Franzosen nur um eine lokale Operation handelt, darauf kommt der Kommandeur der 258. ID (Infanteriedivision) freilich nicht.

Arlabosse will damit lediglich die eingeschlossene Bunkerbesatzung Z-5 aus dem Würgegriff des Gegners befreien, wie er es Hauptmann Mangin versprochen hat. Seine besten Männer hat er losgeschickt und sogar vom Korps noch die Spähwagen losgeeist, obgleich er sich keine gefechtsentscheidende Wirkung davon verspricht.

Mit dieser begrenzten Aktion will er gleichzeitig beweisen, daß Verteidigungskräfte trotz stärkster physischer und psychischer Belastung noch zu Offensivhandlungen in der Lage sind.

Es gelingt dem General nicht mehr, den Stützpunkt Z-5 zu retten, denn die deutsche Angriffsleitung hat bereits befohlen, die Bunkeranlage außer Gefecht zu setzen. Für die Besatzung bedeutet das praktisch das Todesurteil.

Drei Pionierspezialtrupps werden auf die Anlage angesetzt, der in den Kampfstand eingedrungene Stoßtrupp Rößner wird zurückgenommen. Seine Aufgabe ist erfüllt, er hat den Gegner im Bunker gebunden und dessen Ausbruch verhindert.

Die Männer sind mit Strickleitern, Preßluftbohrern, Mauerhaken etc. ausgerüstet. Die Bunkeranlage soll diesmal von außen her aufgebrochen werden.

Im Nu sind zwei der durch Artillerietreffer eingebulten Panzerkuppeln erstiegen. Ein Preßluftbohrer wird angesetzt und jeder Meter der drei Dächer nach einer brüchigen Stelle untersucht.

Die Pioniere haben Glück. An einer Stelle hat ein schweres Geschoß durchgeschlagen und das Dach aufgerissen. Sie vergrößern das Loch mit Hilfe von Krampen, Haken und spitzen Eisenstangen auf etwa 50 cm Breite.

Zwei Säcke mit Handgranaten werden hinabgelassen, die mit einer explodierenden Granate zur Entzündung gebracht werden sollen.

Die Männer in Z-5 haben keine Ahnung, was draußen vor sich geht. Der Gefechtslärm der Maschinengewehre und Granatwerfer dringt nicht in die Tiefe des Bunkers vor, zumal alle Öffnungen, einschließlich der Schießscharten, mit Sandsäcken abgedichtet sind. Hier, zehn Meter unter der Erde, herrscht absolute Stille.

Hauptmann Mangin hat seine Männer in der Nähe des Nordausstieges gesammelt. Er hat von seinem Plan berichtet, zu einer bestimmten Zeit auszubrechen. Sie waren damit einverstanden. Zwar hatte Mangin ihnen auch die Wahl der Kapitulation angeboten, sie lehnten ab.

Anders liegt die Sache bei Leutnant Neville. Er hatte den Vorschlag unterbreitet, um eine ehrenvolle Kapitulation nachzusuchen, oder, das war sein zweiter Vorschlag, das eigene Feuer auf die Bunkeranlage anzufordern. Mangin hielt davon nichts, er meinte, es wäre mehr als zweifelhaft, daß die Leuchtzeichen, die das Artilleriefeuer anfordern würden, überhaupt bemerkt werden.

In der engen, kaum zwanzig Quadratmeter großen nördlichen Bunkerkammer, geht die Lampe aus, die einzige, die noch gebrannt hat. Der Sauerstoff wird knapp. Neville zündet eine Kerze an, denn nichts ist schlimmer, als Dunkelheit. Es wäre nicht das erstmal, daß einer den Bunkerkoller bekommt, durchdreht, Amok läuft. Soweit das in der Enge überhaupt möglich ist.

Die Flamme der Kerze flackert nur ein paarmal, dann erlischt sie.

Mangin knipst seine Taschenlampe an. Auch sie brennt nur noch ganz schwach. Er blickt auf seine Uhr. Dann sagt er: »Männer, noch fünf Minuten. Dann geht's los.«

Er hat kaum ausgesprochen, als eine ungeheuere Explosion die gesamte Bunkeranlage in ihren Grundfesten erschüttert. Die Tür zur Bunkerkammer, es ist massiver 20 cm dicker Stahl, wird aus den Angeln gehoben. Sie begräbt ein Dutzend Leute unter sich. Gellende Schreie, Stöhnen. Dazwischen Rufe, wie: »O Gott, steh uns bei!« Danach herrscht Schweigen. Es ist das Schweigen des Todes. Niemand vom Rest der Bunkerbesatzung Z-5 hat die Explosion überlebt.

Als wenige Minuten später ein deutscher Stoßtrupp ins Innere des Kampfstandes eindringt, findet man die Opfer der Explosion. Stumm und mit zusammengepreßten Lippen starren die deutschen Soldaten auf die Leichen. Einer nimmt den Helm ab.

»Was für ein Wahnsinn«, murmelt er erschüttert. – Über siebzig tapfere französische Soldaten haben den Tod gefunden, der ihrer Führung weiter nichts eingebracht hat, als einen zeitbegrenzten Prestigeerfolg.

Das »Fanal«, das General Arlabosse setzen wollte, ist derzeit nichts anderes mehr, als ein rauchender, qualmender Trümmerhaufen. Kirchturmhoch steigt eine schwarze Rauchsäule wie ein mahnender Finger in den dunkel werdenden Abendhimmel. Aus dem Fanal trotzigen Widerstandes ist ein Symbol sinnloser Vernichtung geworden.

Ungeachtet der Tragödie im Kampfstand Z-5 geht der Kampf im Bunkervorfeld weiter.

Sind die Franzosen blind, daß sie nicht sehen, wie zwecklos ihr Einsatz geworden ist? Die qualmende Bunkeranlage muß ihnen doch die Augen öffnen.

Aber nein, sie stürmen weiter. Langsamer zwar als vorher, vorsichtiger, weil sie die Minensperre fürchten. Sie nützen die geringfügigste Deckungsmöglichkeit aus und bieten damit den deutschen MG-Schützen kaum ein Ziel.

Oberleutnant Terhoven hat befohlen, das Feuer einzustellen.

Er will dem Gegner die Stellungen seiner Männer nicht frühzeitig verraten.

Dieses Warten aber kostet Nerven. Verdammst viel Nerven sogar. Andererseits wissen die Männer, das hat man ihnen jedenfalls in der Ausbildung gelehrt, daß ein Gegner nur durch einen überraschenden Feuerschlag demoralisiert werden kann.

Dennoch: Es sind beklemmende Augenblicke für sie, wenn sie den Feind so deutlich und nah auf sich zukommen sehen und denken müssen: Gleich geht der Zauber los. Gleich wird es sich zeigen – sie oder wir.

Eine Gruppe Franzosen hat sich mittlerweile bis an die Minensperre herangearbeitet. Sie liegen inmitten zerfetzter Drahthindernisse und in Granattrichtern.

Der Trupp, vermutlich sind es Pioniere, bewegt sich äußerst geschickt. Er robbt, dicht an den Boden gepreßt und jede Erdspalte ausnutzend, noch näher heran.

Der Gefreite Koller, der inzwischen sein MG wieder schußklar bekommen hat, beobachtet die Franzosen, die nur noch achtzig Meter von ihm entfernt sind, mit angehaltenem Atem.

Den Kolben seiner Waffe fest in die rechte Schulter eingezogen, den Blick über das Visier gerichtet und den Zeigefinger am Abzug, wartet Koller auf das »Feuer frei!« des Oberleutnants.

Der Lauf des Maschinengewehrs ragt lediglich ein ganz kurzes Stück zwischen zwei zertrümmerten Betonklötzen hervor und ist daher nur aus allernächster Entfernung zu erkennen.

Die anderen von der Kompanie Terhoven halten Handgranaten abzugsbereit in den Fäusten oder umklammern den Karabiner, die Maschinenpistolen. Mit kaum mehr auszuuhaltender Spannung warten sie darauf, was jetzt geschehen wird.

Dieselbe Spannung herrscht auch bei den Angreifern. Auch

sie beseelt nur ein Gedanke: Was wird geschehen, wenn das Kommando ertönt: »Vorwärts! Sturm!«

Sergeant Jacquement, von den 45er Füsiliereinheiten, ist der Führer jener Pioniergruppe, deren Aufgabe es ist, gegen die deutsche Minensperre vorzuführen, eine Lücke darin zu finden oder durch Handgranatensprengung eine solche zu öffnen.

Jacquement wartet auf das Leuchtzeichen des Bataillons – es ist ein roter Signalstern. Im selben Augenblick sollen nämlich die Panzerspähwagen Punktfeuer auf ganz bestimmte Stellen in der deutschen Verteidigungsfront schießen.

Er schaut auf seine Armbanduhr. Gleich ist es soweit. Nur noch vierzig Sekunden.

Da! ein schwacher Knall in ihrem Rücken.

»Leuchtzeichen rot«, sagt der neben Sergeant Jacquement liegende Pionier.

»Handgranaten raus!« brüllt der Sergeant. »Achtung! Wurf!«

Zwölf Eierhandgranaten fliegen durch die Luft, sauber gezielt. Sie schlagen dicht nebeneinander in einer Breite von rund vierzig Metern und fast zu gleicher Zeit explodierend auf dem Boden auf.

»Die zweite Lage!« schreit Jacquement seinen Männern zu.

»Wurf!«

Erneut schießen Explosionsblitze vom Boden hoch.

»Keine Minen!«

»Vorwärts, los, Leute!«

Das ist Sergeant Rene Girard vom 2. Zug der 3. Kompanie Füsiliereinheit 99. Er soll mit seinen Männern durch die Minengasse stürmen.

Der einsneunzig große Zugführer schnellt vom Boden hoch und legt einen Spurt in Richtung Pioniergruppe hin, daß die anderen von seinem Elan mitgerissen werden und ebenfalls zu rennen anfangen. Hinter dem Sergeant her stürzen sie auf die als Lücke im Minenfeld erkannte Stelle zu, der sich nun auch die Pioniere im Sturmlauf nähern. Manche von ihnen feuern

ihre Waffen auf imaginäre Ziele ab. Vielleicht tun sie es, um sich selbst Mut zu machen.

Da keiner der Franzosen auch nur einen einzigen Meter von der durch die Handgranaten markierten Stelle abweichen will, ballen sich die französischen Angreifer für Sekunden in der Minenlücke und bilden dadurch für die auf der Lauer liegenden deutschen Grenadiere ein kompaktes Ziel. Es ist zunächst der Gefreite Koller, der zwei Feuerstöße abgibt. Als erster fällt im Geschoßhagel des MG Sergeant Girard. Er ist auf der Stelle tot. Dann trifft es Sergeant Jacquement, der mit einem Schulterdurchschuß liegenbleibt, aber noch die Energie besitzt, seinen Männern zuzurufen: »Durch, Leute! Nicht stehenbleiben!«

Ein paar Mutige befolgen auch den Befehl, kommen aber nicht weit. Sie werden von Kollers MG-Feuer erfaßt, bevor sie das minenfreie Gelände vor der deutschen HKL erreichen.

Zwölf Mann des 2. Zuges der 3. Kompanie Füsilierrregiment 99 wälzen sich im Blut und rufen nach den Sanitätern, die ihnen aber nicht zu Hilfe kommen können. Sie sind noch viel zu weit entfernt und haben außerdem zu dieser Zeit andere Opfer des deutschen Abwehrfeuers zu versorgen.

Hauptmann Bouvet, der Chef der 3. Füsilierkompanie, der sich bereits nahe am Ziel seiner Wünsche sah, muß mit grimmiger Wut erkennen, daß sich eine neue Schlappe anzubahnen scheint.

Der 2. Zug, geschockt durch den plötzlichen Feuerüberfall, beginnt sich hastig von der Minensperre abzusetzen. Lediglich der Caporal Cacelles besitzt die Nerven, mit seinem Maschinengewehr das Feuer auf die Deutschen zu eröffnen.

Aber er kann nur einige wenige Feuerstöße abgeben, dann zwingt ihn Flankenfeuer, eiligst Stellungswchsel zu machen.

Es gehört zu den unergründbaren Geheimnissen von Kriegsvorgängen, daß scheinbar schon Erreichtes im letzten Augenblick zum Scheitern verurteilt ist. Aber die menschliche Psyche ist eben nicht fest kalkulierbar.

Wie in diesem speziellen Fall. Niemand wird es je ergründen, warum diese mutig angreifende französische Kompanie plötzlich den Mut verlor, in Panik verfiel und den so stürmisch begonnenen Angriff einstellte.

Oberleutnant Terhoven und seine Männer atmen auf. Das ist noch einmal gutgegangen, denken sie. Ein ganz Forscher meint: »La guerre est finie!« – Der Krieg ist aus. Er meint natürlich den Kampf um die Vorfeldstellungen der Maginot-Linie.

Viele denken so wie er. Sie können sich nach diesem ersten heißen Kampftag nicht so recht vorstellen, daß der Franzmann (Franzose) noch weiter Lust verspüren wird, zum Gegenangriff anzutreten.

Doch gerade die Optimisten unter den Offizieren, Unteroffizieren und Soldaten sollten bald eines Besseren belehrt werden.

*

Wäre es nach General Arlabosse gegangen, hätte er seiner Truppe für diese Nacht Ruhe gegönnt. Doch es kommt anders.

Kurz nach 19 Uhr rasselt in seinem vorgeschobenen Divisionsgefechtsstand der Fernsprecher. Der Ordonnanzoffizier, Oberleutnant Texier, hebt ab.

»Der Herr Oberbefehlshaber«, sagt er zum General und reicht ihm den Hörer. »Hier General Arlabosse.«

»Requin hier«, sagt der OB (Oberbefehlshaber) der 4. Armee. »Hören Sie, Arlabosse, wie ist die Lage. Ich erbitte einen kurzen Bericht.« Den hat er doch schon über Fernschreiber erhalten, denkt Arlabosse. Wozu dann noch mündliche Wiederholungen?

Dieser für diese Tageszeit ungewohnte Anruf behagt General Arlabosse ganz und gar nicht. Aus Erfahrung weiß er, daß überraschende Anrufe aus dem Armeehauptquartier zumeist

unangenehme Dinge mit sich bringen. Er täuscht sich nicht. Requin, höflich und geschmeidig wie immer, hält nicht lange hinterm Berg.

»Die Lage«, beginnt er in seinem typischen langsamen Tonfall, »hat sich an unserer Nordflanke leider sehr verschlechtert. Ich komme gerade von General Gamelin. Der Chef des Stabes ist der Überzeugung, daß wir möglichst rasch Kräfte aus dem Süden abziehen und nach Norden werfen sollen.«

»Und die Maginot-Linie?« wirft Arlabosse ein. Ihm schwant bereits Unheil.

»Die Maginot-Linie ist stark genug, um jedem Ansturm der Deutschen standzuhalten«, antwortet Requin und fährt fort, bevor Arlabosse noch etwas sagen kann. »Im Zuge dieser Umgruppierung ist es aber notwendig, die deutsche Heeresgruppe C vor der Maginot-Linie stark zu binden.«

»Und wie?« fragt Arlabosse bissig. »Haben wir nicht wie die Löwen gekämpft, Herr General? Meine Truppen stehen nach Wie vor in der Hauptkampflinie, zehn Kilometer vor der Maginot-Linie.«

»Ich weiß nicht, warum Sie sich erregen«, sagt Requin frostig. »Wichtig ist, daß alle Vorfelddivisionen offensiv bleiben müssen. Nur so können wir verhindern, daß die Deutschen Kräfte massieren und einen Durchbruch durch die Maginot-Linie versuchen.«

»Offensiv mit was?« fragt Arlabosse spöttisch.

»Es verlangt von Ihnen niemand, größere Operationen zu unternehmen. Aber sorgen Sie dafür, daß auch in Ihrem Abschnitt die Deutschen nicht zur Ruhe kommen. Bleiben Sie am Feind, Arlabosse. Mehr verlange ich nicht. Aber das muß sein.«

»Ich werde mein möglichstes tun«, sagt der Kommandeur der 11. Infanteriedivision.

Eine Stunde später ist Kommandeurbesprechung.

Anwesend sind alle Infanterie- und Artilleriekommandeure sowie die Führer der Spezialeinheiten.

Wie üblich informiert der Ia die Kommandeure über die Lage. Auch die der Nachbardivisionen. Das Fazit: Insgesamt konnte die gesamte Vorpostenstellung der ersten HKL gehalten werden. Nur die Gefechtsvorpostenlinie ging verloren.

Die Offiziere hören schweigend zu. Sie sind müde, die Besprechung halten sie für überflüssig.

»Und was tut sich jetzt beim Feind?« rüttelt sie Arlabosse auf. Die Antwort: »Die Deutschen verhalten sich ruhig. Vermutlich gruppieren sie um.«

»Genau das werden wir ihnen versalzen«, wirft Arlabosse hin. »Wir greifen Sie an.«

»Sie sitzen in unseren ehemaligen Bunker- und Feldstellungen, Herr General«, gibt ein älterer Oberst zu bedenken. »Unsere Aufgabe kann nicht sein, anzugreifen, sondern zu verteidigen. Dafür sind unsere Truppen geschult und ausgebildet.«

Arlabosse wischt diesen Einwand mit einer Handbewegung hinweg. »Die Armee hat den Angriff befohlen«, sagt er mit rauer Stimme. »Ich teile die Ansicht der Armee auch nicht. Aber übergeordnete strategische Interessen erfordern diese Maßnahme. Sie ist für uns keine Diskussionsgrundlage, meine Herren.«

Zur Diskussion kommt es dennoch im vorgeschobenen Gefechtsstand von General Arlabosse.

Es geht um die Frage, wo begrenzt angegriffen werden soll.

Man einigt sich, noch in dieser Nacht einen Schwerpunktangriff in Stärke von anderthalb Kompanien auf die vom Feind besetzte Bunkerlinie im Gänsbacher Wald zu unternehmen.

Der für diesen Abschnitt zuständige Oberst Roux wird um sofortige Angriffs vorschläge gebeten.

*

22.00 Uhr. »Feind hat Gefechtst ndigkeit eingestellt«, melden die Bataillone und Regimente der 258. Infanteriedivision.

Um aber sicherzugehen, hat das IR 478 den Befehl erhalten, mit Stoßtrupps in Richtung Roßbrücken aufzuklären. Hier ist die Nahtstelle zur Nachbardivision.

Die Grenzlinie ist zwischen den beiden Divisionen 258. und 75. ID ziemlich genau festgelegt. »Überschneidungen sind unbedingt zu vermeiden«, hieß es in der Vereinbarung.

Unteroffizier Sarkowski hält sich daran. Wer will sich auch schon freiwillig mit den eigenen Leuten herumschie en. Und so etwas soll ja schon vorgekommen sein.

Sarkowski hält sich mit seinen zehn Mann genau am linken Ufer der R ssel. Wenn er diesen Weg verfolgt, stößt er unweigerlich auf die Ortschaft Roßbrücken.

Im Gegensatz zu den vorhergegangenen Nächten ist diese stockdunkel. Kaum, daß man die Hand vor den Augen sieht. Der Stoßtrupp geht auf Tuchfühlung. Und möglichst geräuschlos. Jeden Augenblick kann es zu einem Zusammenstoß mit französischen Spähtrupps kommen, oder mit Bergetrupps, die liegengebl bene Verwundete einsammeln.

Unweit einer alten Mühle 脚berqueren sie einen klapprigen Steg.

»Anhalten!« flüstert Unteroffizier Sarkowski seinem Hintermann zu.

Der Stoßtrupp steht. Jeder versucht, den hastigen Atem unter Kontrolle zu bringen.

Halblinks, nicht mehr als 1,5 km entfernt, liegt Roßbrücken. Undeutlich sind riesige Stahlmasten zu erkennen.

Gerade als der Unteroffizier den Befehl zum Weitergehen geben will, stößt ihn der Gefreite Bründl an.

»Hören Sie! Da ist doch was. Richtung Roßbrücken.«

Weil ihn das stoßweise, keuchende Atmen der Männer st  rt,

geht Sarkowski ein paar Schritte weiter und bleibt wieder stehen.

Da! Geräusche! Sie sind einwandfrei zu hören und kommen aus einem Stangenwald östlich von Roßbrücken.

Zuerst denkt der Stoßtruppführer an einen Spähtrupp der Nachbardivision, der sich zu weit vorgewagt hat und jetzt zurückkehrt.

Unterdrückte Stimmen sind zu hören, leise Kommandos.

Nein. Ein Spähtrupp verhält sich nicht so auffällig, denkt Sarkowski.

Franzosen? Vielleicht eine Vorpostenkette des Feindes?

»Was ist los, Herr Unteroffizier?« sagt dicht hinter Sarkowski der Gefreite Bründl.

»Still, verdammt noch mal«, zischt Sarkowski.

Jetzt sind die Geräusche so stark zu hören, daß selbst der hinterste Mann im Stoßtrupp sie vernehmen kann. – »Über den Steg zurück!« befiehlt Sarkowski.

Er sucht mit dem Nachtglas das Gelände ab. Als er den Blick auf die äußerste linke Ecke des Stangenwaldes richtet, zuckt er zusammen. Das sind doch ...

»Verdammter Mist, die machen einen Gegenstoß. Mitten in der Nacht.«

Es ist so. Zwei Kompanien französische Füsiliere nähern sich der Rössel. Taschenlampen blitzen zeitweilig auf.

Gedanken jagen durch den Kopf des Stoßtruppführers. Was soll er machen? Hinter dem Fluß in Stellung gehen und den Feuerkampf aufnehmen? Aber was hat das für einen Zweck? Nein, das ist keine Lösung. Mit den paar Gewehren kann man keine zwei Kompanien aufhalten. Außerdem hat er den ausdrücklichen Befehl, sich auf kein Feuergefecht einzulassen. Der Auftrag lautet klar und eindeutig: Aufklärung!

Sarkowski kann die Franzosen mittlerweile sogar ohne Glas erkennen.

Sie haben es ziemlich eilig. Den Kopf eingezogen, laufen sie

in breiter Gefechtsordnung genau auf jene Stelle zu, wo der deutsche Stoßtrupp im Ufergebüsch steht.

»Zurück! Absetzen!« befiehlt der Unteroffizier. Er schickt den Obergefreiten Hampe los, um das Bataillon zu warnen.

Dann zieht Sarkowski den Stoßtrupp langsam zurück. Langsam! Er will am Gegner bleiben, um dessen Bewegungen kontrollieren zu können.

Auf halbem Wege geschieht dann etwas, das zumindest im Augenblick rätselhaft erscheint: Der Stoßtrupp hört Motorengeräusche. Sie kommen aus Roßbrücken und nähern sich dem Stangenwald.

»He, was ist denn das nun wieder?« fragt der Gefreite Bründl. »Lkw-Motoren«, antwortet der Stoßtruppführer. »Die werden doch nicht noch mehr Infanterie herankarren?«

»Da ist irgendeine Teufelei im Gange«, prophezeit Bründl, der auch sonst das Gras wachsen hört.

»Still!« ermahnt ihn Sarkowski.

Das Motorengeräusch ist jetzt unmittelbar in der Gegend des Stangenwaldes zu hören. Irgendwelche Fahrzeuge sind aber nicht zu sehen. Offenbar sind die Lkw, oder was immer es sonst sein mögen, in der Deckung des Waldes zurückgeblieben.

Ob sie beim Bataillon die Motorengeräusche auch vernehmen können? überlegt Sarkowski. Er bereut es schon, Hampe gleich weggeschickt zu haben. Hätte er noch ein paar Minuten gewartet...

Doch jetzt ist es zu spät, sich Vorwürfe zu machen. Nun gilt es vielmehr, möglichst schnell zu den eigenen Linien zurückzukehren. Es wäre mehr als fatal, in die Schußlinie der eigenen Leute und der Franzosen zu geraten.

Es ist 0.16 Uhr, als der französische Nachtangriff auf das III./IR 478 prallt.

Wieder kommen die Franzosen ohne Artillerievorbereitung. Wieder glauben sie, die deutschen Verteidiger überraschen zu

können.

Dank der frühzeitigen Warnung durch den Stoßtrupp Sarkowski wird aber nichts aus der Überraschung. Das III. Bataillon/IR 478 lässt die angreifenden zwei französischen Kompanien kaltblütig auflaufen, und dann rast das Abwehrfeuer aus Bunkern und Gräben los.

Einhundert Meter vor der deutschen HKL gerät der Sturmlauf der französischen Füsiliere ins Stocken.

Da blitzen plötzlich ein Dutzend starkkerzige Scheinwerfer östlich von Roßbrücken in der Nähe des Stangenwaldes auf.

»Gott verdamm mich, das war's also«, entfährt es Unteroffizier Sarkowski, der mit seinem Stoßtrupp in der Stellung des 2. Zuges der 9. Kompanie liegt.

Die starken Scheinwerferarme reißen unbarmherzig die deutschen MG- und Pakstellungen aus der Dunkelheit.

»Kein schlechter Trick«, knurrt der Bataillonskommandeur, Oberstleutnant Petersen.

Schmetternde Abschüsse übertönen das Rasseln der Maschinengewehre. Granaten fauchen heran. Eine Lage nach der anderen. Zwei MG-Stände werden von Granaten umgepflegt. Im Abschnitt des III. Bataillons ziehen sie die Köpfe ein, ducken sich in die zum Teil zerschossenen und eingestürzten Gräben.

Geblendet von den Lichtbündeln der Scheinwerfer vermögen die MG-Schützen kaum mehr ein Ziel aufzufassen.

»Rasch eine Verbindung zum Regiment«, brüllt Oberstleutnant Petersen seinen Adjutanten, Leutnant Witt, zu.

»Geht nicht«, sagt der Leutnant, »die Fernsprechverbindung ist unterbrochen.«

Bockmist!« flucht Petersen.

Vorn im Gefechtsvorfeld springen die ersten französischen Gruppen vom Boden auf. Zuerst zaghaftes, dann immer lauter werdendes Kampfgeschrei. Handgranaten explodieren. Maschinenpistolengarben züngeln. Schmetternde Explosionen.

Petersen jagt einen Melder los. Er braucht Artillerieunterstützung.

Glücklicherweise hat der Gefechtslärm und die strahlende Helligkeit, die von den am Waldrand aufgestellten Scheinwerfern ausgeht, nicht nur das Regiment alarmiert. Die ganze Divisionsfront ist wach geworden. Alarm wird ausgelöst.

Und dann, endlich, schlägt die eigene Artillerie zurück. Zwei Infanteriegeschützzüge nehmen die französische Scheinwerferstellung unter Feuer, während vier Haubitzenbatterien die feindlichen Artilleriestellungen unter Beschuß nehmen.

Da ist der Zauber, so blitzartig er hereingebrochen ist, wieder vorbei. Nachdem die französische Artillerie großteils zum Schweigen gebracht worden ist, verläßt auch die Infanterie vor dem Abschnitt des III. Bataillons der Mut. Im Dunkeln – die Scheinwerfer sind inzwischen zerschossen oder gelöscht worden – ziehen sich die beiden Füsilierkompanien nach Roßbrücken zurück.

Es ist den Franzosen nicht gelungen, die deutschen Stellungen auch nur an einer einzigen Stelle einzudrücken. Die erreichte Linie bleibt fest in der Hand der deutschen Divisionen.

Als am 15. Mai die Kämpfe an der gesamten Korpsfront zur Ruhe gekommen sind, ziehen beide Seiten Bilanz.

Interessanterweise betrachten die Franzosen die dreitägigen Kämpfe keineswegs als Niederlage. Im Gegenteil: General Arlabosse beispielsweise stellt fest: »Die Gefechtsvorposten im Vorfeld der Maginot-Linie haben sich auftragsgemäß bis zu einem von uns bestimmten Zeitpunkt gehalten. Ihre Stellungen sind zwar dann verlorengegangen, nicht aber die HKL des Vorfeldes selbst.«

Zu dem am 14. Mai im Bereich der 11. französischen Infanteriedivision weilenden Chef des Stabes, sagt Arlabosse: »Sagen Sie dem Oberbefehlshaber, daß der Feind am Ende

seiner Kräfte zu sein scheint; wenn wir auch die Gefechtsvorpostenstellungen verloren haben, so ist aber die Deckungsstellung in ganzer Divisionsbreite intakt. Es ist von größter Wichtigkeit, uns hier stehenzulassen, um die Maginot-Linie zu decken; auf jeden Fall so lange, wie wir kein Anzeichen für eine Offensive mit Panzerunterstützung erkennen können.«

Und General Requin, der OB der 4. französischen Armee, beurteilt in seinen Aufzeichnungen die Lage wie folgt:

»Am Abend des 14.5. kann man die am 12.5. von den Deutschen zwischen Saar (Sarre) und Rössel (Rosselle) begonnene Operation als beendet betrachten. Die Aufklärung ergibt, daß der Feind an dieser Front die Infanterie von zwei Divisionen eingesetzt hat. Trotz ihm zur Verfügung stehender starker Artillerie kann er nicht daran denken, diese beiden Divisionen allein in die Schlacht um unsere Deckungsstellung zu schicken, deren Abwehrkraft er zu spüren bekam.«

Auf deutscher Seite wiederum wird nüchtern festgestellt, »daß der Schlag, der den französischen Kräften versetzt wurde, genügt hat, bei der französischen Führung die Sorge um die Maginot-Linie zu entfachen und das Abziehen der Deckungskräfte nach dem Norden für bedenklich anzusehen.«

Was darüber hinaus aber noch besonders ins Gewicht fällt, ist die Tatsache, daß die im Angriff eingesetzten deutschen Stellungsdivisionen ihre Aufgabe mit großer Bravour gelöst haben. Deshalb würdigt der Kommandeur der 258. Infanteriedivision den Erfolg seiner Regimenter in einem Tagesbefehl, in dem er zum Ausdruck bringt:

»Unsere Division hat – erstmalig zum Angriff eingesetzt – in hartnäckigem Kampf einen sich zäh und verbissen verteidigenden Gegner, unter schweren Verlusten für ihn, geworfen und somit den ihr gestellten Auftrag erfüllt.

150 Gefangene wurden eingebbracht.

Für die vorbildliche Haltung aller Truppenteile meinen

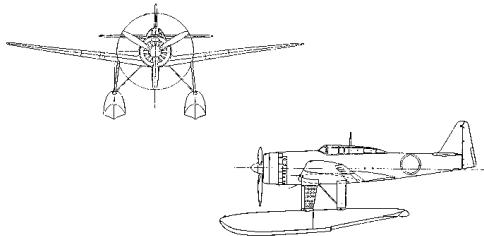
besonderen Dank und Anerkennung auszusprechen, ist mir aufrichtiges Bedürfnis. Mit Stolz und Genugtuung stellen wir fest: Die Division hat ihre Feuertaufe bestanden.«

Immerhin: Die Verluste auf deutscher Seite, und nur im Bereich der 258. ID, betragen: 130 Gefallene, 401 Verwundete und drei Vermißte.

Und das in knapp zwei Kampftagen. Das Ringen um die Vorfeldstellung der Maginot-Linie und um diese selbst ist aber noch lange nicht beendet. Der eigentliche Kampf steht den Divisionen des XII. und XXIV. deutschen Armeekorps erst noch bevor.

ENDE

Aichi E16 A 1 »Zui-un« (Kodename: »Paul«)

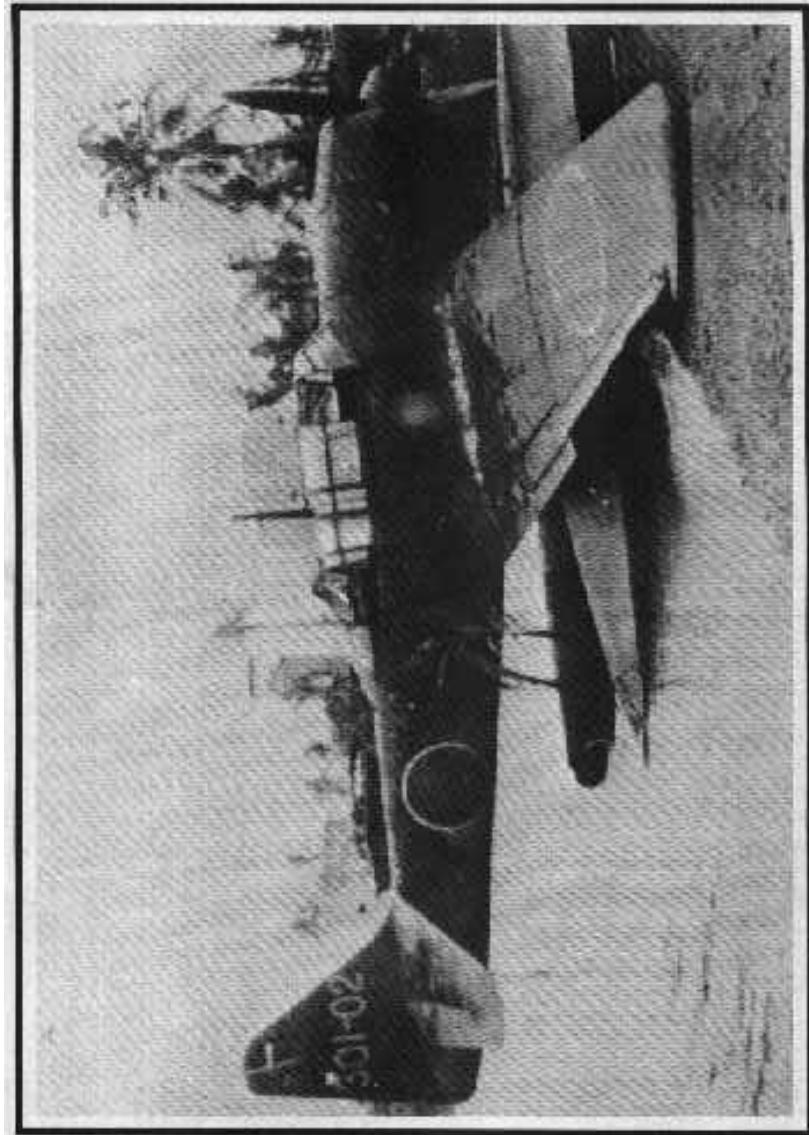


Dieser dreisitzige See-Aufklärer kam als Nachfolger des älteren Musters E13 A 1 »Jake« im Mai 1942 zum Fronteinsatz. Obwohl ursprünglich als Aufklärer konzipiert, wurde er nach Beginn des Serienanlaufs 1944 hauptsächlich für Tiefangriffe mit Bomben und Bordwaffen verwendet, da sich Japan zu diesem Zeitpunkt bereits in der Defensive befand. Als Triebwerk diente ein Mitsubishi-Kinsei-Motor von 1.300 PS. Die Bewaffnung bestand aus zwei starren und einem beweglichen 7,7-mm-Maschinengewehr. Als Bombenlast konnten zwei 60-kg-Bomben und eine von 250 kg Gewicht getragen werden. Später wurde zusätzlich eine starre 2-cm-Kanone eingebaut. Für Sturzangriffe waren Sturzflugbremsen vorhanden. Die Maschine war einfach und robust gebaut und kehrte oft trotz schwerer Beschußsschäden wieder zurück. Sie war bis zum japanischen Zusammenbruch im Fronteinsatz.

Technische Daten

Spannweite:	12,8 m
Länge:	10,84 m
Höhe:	4,74 m
Flächeninhalt:	28 qm
Leergewicht:	2.900 kg
Fluggewicht normal:	3.900 kg
Fluggewicht maximal:	4.230 kg
Höchstgeschwindigkeit:	451 km/h
Reichweite:	2.560 km
Gipfelhöhe:	10.032 m

Japanische Kriegsflugzeuge



Aichi E 16 A 1 »Zui-un«